

Schriftenreihe des Germanistischen Instituts  
der Eötvös-Loránd-Universität

27

**TEXTVERSTEHEN - TEXTARBEIT - TEXTKOMPETENZ**

Beiträge zum Workshop am 9.-10. Mai 1994  
am Germanistischen Institut der Eötvös-Loránd-Universität

Herausgegeben von  
Magdolna Bartha  
in Zusammenarbeit mit  
Attila Péteri

Budapest 1994



BUDAPESTER BEITRÄGE ZUR GERMANISTIK

88 325

Schriftenreihe des Germanistischen Instituts  
der Eötvös-Loránd-Universität

6244

27

**TEXTVERSTEHEN - TEXTARBEIT - TEXTKOMPETENZ**

Beiträge zum Workshop am 9.-10. Mai 1994  
am Germanistischen Institut der Eötvös-Loránd-Universität

MTT: ELTE BTU Germ Int.

Herausgegeben von  
Magdolna Bartha  
in Zusammenarbeit mit  
Attila Péteri

MTAK



Budapest 1994

0 2 9 4 6

Budapester Beiträge zur Germanistik  
Herausgegeben vom Institutsrat

ELTE GERMANISTIKUS INTÉZMÉNY  
KÖNYVTÁRA

© ELTE Germanistisches Institut  
ISBN 963 462 953 9

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Károly Manherz

Layout: Szabó János jr.

M. TUD. AKADEMIA KÖNYVTÁRA  
Könyvtár 1752.../19 25... sz.

# Inhaltsverzeichnis

Vorwort .....	5
MAGDOLNA BARTHA: Das Projekt „Text und Kommunikation in der Lehre“ Konzeption .....	7
HELMUT HENNE: Zur historischen und literarischen Dimension der Gesprächsforschung .....	27
WERNER KALLMAYER: Zustimmung und Widersprechen - Zur Gesprächs- analyse von Problem- und Konfliktgesprächen .....	43
ATTILA PÉTERI: Braucht man den Sprechaktbegriff überhaupt? .....	73
KLAUS BRINKER: Textkonstitution und Textkompetenz .....	109
IMRE BÉKÉSI: Der doppelte Syllogismus .....	125
PIROSKA KOCSÁNY: Die erlebte Rede: Ein Textlinguistisches Problem .....	135
PETER CANISIUS: Reflektormodus, logophorische Pronomina und die Textanfänge personaler Erzählungen .....	147



## Vorwort

Der vorliegende Band enthält die Beiträge eines Workshops, der im Rahmen des Projekts "Text und Kommunikation in der Lehre" am Lehrstuhl für Sprachwissenschaft des Germanistischen Instituts der Eötvös-Loránd-Universität am 9. und 10. Mai 1994 veranstaltet wurde.

Die einzelnen Aufsätze sind in der Reihenfolge ihrer Präsentation angeordnet.

*Magdolna Bartha*





## DAS PROJEKT „TEXT UND KOMMUNIKATION IN DER LEHRE“. KONZEPTIONEN (ZUM BEGRIFF TEXTKOMPETENZ)

Im Herbst 1992 wurde ein kleines Team gebildet mit dem Ziel, Textlinguistik i.w.S. als reguläres Fach im Studium der Germanistik zu etablieren. Die hierzu nötigen Vorarbeiten sollen im Rahmen des Projekts geleistet werden. Bei unserem Vorhaben waren wir von zwei prinzipiellen Einsichten geleitet:

- 1) Die schnelle Entwicklung, die die Textlinguistik im Zuge der kommunikativ-pragmatischen Wende am Anfang der 70er Jahre erfuhr, darf in der universitären Praxis nicht übersehen werden. Die systemlinguistische Beschreibung der Sprache, durch die wichtige Grundlagenkenntnisse vermittelt werden, muß daher um die Dimension Text erweitert werden. Nur durch eine solche Ausweitung des Ausbildungshorizonts können wir der gesellschaftlichen Realität gerecht werden, daß sich die reale Existenzform der Sprache in Texten manifestiert.
- 2) Die zweite prinzipielle Einsicht hat praktische Konsequenzen: Textproduktion und Textrezeption sind ziemlich zentrale Aspekte des Fremdsprachenunterrichts. Einsicht in die konstitutiven Merkmale von Texten und Gesprächen sowie in deren Produktions- und Rezeptionsprozesse kann den zukünftigen Fremdsprachenlehrer über den Erwerb theoretischer Kenntnisse hinaus auch dazu befähigen, Texte in der Unterrichtspraxis effektiver einzusetzen und den Lernern Fertigkeiten beizubringen, wie sie Texte richtig und korrekt formulieren können

und ihnen auch zeigen, wie Texte in größeren sozial-pragmatischen Zusammenhängen eingebettet sind, welche konkreten Funktionen verschiedenen Texten zukommen.

Von diesen textuellen Fertigkeiten könnten Studenten bereits in ihrer wissenschaftlichen Ausbildung Gebrauch machen: nicht selten erleben wir, daß obligatorische schriftliche Arbeiten wie die sog. fachspezifische Hausarbeit oder gar Diplomarbeit mit Mängeln behaftet sind, die vielfach auf zufällig erworbene textuelle Fertigkeiten zurückzuführen sind, auf unzulängliche Kenntnisse um die Anwendung wirkungsvoller Formen, der Textgliederung, des Registergebrauchs usw.

Die eingangs skizzierten Überlegungen bestimmen auch unsere Arbeitsphasen bei der Ausführung des Projekts: In der ersten Phase, die mit diesem Workshop abgeschlossen wird, stellten wir eine Chrestomathie zur Textlinguistik zusammen, die den gesamten Bereich einer i.w.S. verstandenen Textlinguistik abdeckt, nämlich Textlinguistik im engeren Sinne, Gesprächsanalyse und Sprechakttheorie. In der zweiten Phase unserer Arbeit wird ein didaktisiertes Material mit Aufgabenstellungen zu diesen drei Bereichen erstellt.

Mit der Zusammenstellung der Chrestomathie verfolgten wir auch ein praktisches Ziel. Durch sie soll ein gesteuerter Zugang zur Fachliteratur ermöglicht und damit die bei uns leider auch heute noch bestehenden Schwierigkeiten bei der Anschaffung von Literatur behoben werden. Die Chrestomathie versteht sich natürlich als Basisliteratur **und** Orientierungshilfe zur weiterführenden Literatur.

Der zweite Band mit Aufgaben zu den oben erwähnten drei Bereichen stellt für uns die größere Herausforderung dar. Darin sollen die theoretischen Kenntnisse am konkreten Sprachmaterial geprüft, ein bewußter theoretisch fundierter Umgang mit Texten gefördert und eine enge Verbindung zwischen Theorie und Praxis gewährleistet werden. Produktions- und rezeptionsseitige Aspekte wollen wir gleichermaßen berücksichtigen. Eine der-

artige Überführung der Theorie in die Praxis ist - was die textlinguistische Literatur i.e.S. anbelangt auf jeden Fall -m.W. noch ein Desiderat<sup>1</sup>.

Im folgenden möchte ich auf den theoretischen Hintergrund eingehen, vor welchem die Behandlung der drei Disziplinen in einem Projekt begründet werden kann. Im Anschluß daran möchte ich den Rahmentitel unseres Workshops „Textverstehen - Textarbeit - Textkompetenz“ ansprechen.

Der theoretische Rahmen für die Zusammenführung der drei Disziplinen wird in einem ersten Ansatz durch eine handlungstheoretisch fundierte Auffassung von der verbalen Kommunikation abgesteckt. Danach sind Texte kommunikative Einheiten, mit denen eine Handlung durchgeführt wird. Genau in diesem Sinne sind auch Sprechakte zu definieren. Unter handlungstheoretischem Aspekt läßt sich eine Parallelität zwischen Text und Sprechakt herstellen und der Unterschied zwischen ihnen ist dann wie Ehlich formuliert „lediglich“ von quantitativer Art:

Der einfache Sprechakt umfaßt normalerweise einen Satz. Demgegenüber ist der Text bezogen auf mehr als einen Satz, [...] eine übersatzmäßige Einheit.<sup>2</sup>

Selbst wenn eine solche Nebeneinanderstellung von Text und Sprechakt auf den ersten Blick als allzu reduktionistisch ausfallen mag und wesentliche Merkmale von Texten unberücksichtigt läßt, doch weist er auf wichtige Aspekte von Texten hin.

Erstens: die kleinsten Bausteine von Texten stellen Sprechhandlungen/ Sprechakte dar. Dabei ist zu beachten, daß Texte nicht einfach aus Folgen von Sprechhandlungen bestehen, sondern aus hierarchisch oder koordinativ verknüpften (illokutiven) Sprechhandlungen konstituiert werden.

Zweitens: Aus der hierarchischen Komplexität von Illokutionen in einem Text ist meistens eine (oder eventuell mehrere) als die dominante erschließbar, die als dominierende illokutive Funktion dem Text zugeordnet werden kann. (Vgl. die Beschreibung von Texten als Illokutionsstrukturen bei Rosengren, Motsch, Viehweger u.a.) Die Illokutionen überlagern die

einzelnen Äußerungen innerhalb eines Textes. Bei einer komplexen Textanalyse kommt ihnen daher eine große Bedeutung zu. Das Begriffs- und Beschreibungsinstrumentarium der Sprechakttheorie geht in eine handlungstheoretisch fundierte Textbeschreibung notwendigerweise ein.

Drittens: Die Zuordnung dominierender illokutiver Funktionen zu Texten gibt Aufschluß über die jeweilige konkrete Funktion einzelner Textexemplare. Textfunktionen werden bestimmten Texttypologien als Klassifikationskriterium zugrundegelegt (so z.B. in Engel 1988)<sup>3</sup>.

Verschiedene Sprechaktklassifikationen (Searle, Wunderlich) werden vielfach auch als Grundlage von funktionalen Textklassifikationen herangezogen. So stehen neben repräsentativen, direktiven, kommissiven, expressiven, deklarativen Sprechaktklassen Textklassen mit denselben Bezeichnungen.

Insofern halte ich die Aufnahme der Sprechakttheorie in unser Projekt für berechtigt und begründet.

Wenn oben gesagt wurde, daß es zwischen Text und Sprechakt nur einen quantitativen Unterschied gäbe, so wurde tatsächlich reduktionistisch verfahren. Diese Feststellung ist nur vor dem Hintergrund der pragmatischen Funktionen stichhaltig, die sowohl Texten als auch einzelnen Sprechakten zukommen. Neben zahlreichen konstitutiven Unterschieden soll hier ein wichtiger rezeptionsseitiger Aspekt hervorgehoben werden, der den entscheidenden Unterschied zwischen Text und Sprechakt erhellt. Ehlich sieht diesen Unterschied darin, „daß beim Text der Transfer vom Sprecher zum Hörer einen Bruch (eine 'Ruptur') erleidet“.<sup>4</sup> Diese Frage der Rezeption ist auch hinsichtlich der Textkompetenz von Belang. (Darauf komme ich an einer späteren Stelle noch zurück.)

Im folgenden möchte ich auf die Frage eingehen, warum ich die Zusammenführung von Textlinguistik und Gesprächsanalyse in einem Projekt wie das unsere für berechtigt halte. Die Antwort darauf muß sowohl auf Gemeinsamkeiten als auch auf Unterschiede eingehen, aus denen sich das Verhältnis zwischen den beiden Disziplinen ableiten läßt.

Ausgehend von dem Charakter sprachlicher Kommunikation als spezifischer Form menschlicher Tätigkeit, sind Textfunktionen als Sprachhandlungsfunktionen zu verstehen, die aus dem System gesellschaftlicher Tätigkeiten und aus deren Zielen abzuleiten sind. Vor diesem Hintergrund wird der Begriff Text funktional definiert. Eine funktionale Textdefinition, die von der Funktion des Textes im Kommunikationsprozeß ausgeht, umfaßt sowohl schreibsprachliche als auch sprechsprachliche Texte. In der Linguistik findet man solche funktionalen Textbestimmungen u.a. bei S. J. Schmidt (1976: 144 ff), bei Motsch/Viehweger (1981: 16 ff)<sup>5</sup>, um nur einige Namen zu nennen.

Der Text als eine primär funktionale und nicht (nur) strukturelle Größe wird an den Begriff der sprachlichen Handlung gebunden. Unter diesem Aspekt wird der Begriff Text - in der kognitiven Psychologie, z.B. in Rickheit/Strohner (1993) als „eine sprachliche Einheit, die zur Durchführung einer sprachlichen Handlung notwendig ist“<sup>6</sup> bestimmt. Es ist naheliegend, daß diese ziemlich allgemein gehaltene, auf linguistische Merkmale verzichtende Definition sowohl monologische als auch dialogische Texte umfaßt. (*Monologisch* verwende ich in diesem Fall für schriftsprachliche Texte.) Zur Bestimmung des Verhältnisses zwischen Textlinguistik und Gesprächsanalyse möchte ich eine um linguistische Aspekte erweiterte Textdefinition heranziehen und unter Text in Anlehnung an Mackeldey (1987) folgendes verstehen:

Der Text ist die kommunikative Einheit, die als sprachliche Komponente eines kommunikativen Ereignisses auftritt, als solche eine dominante Grundfunktion (und eventuelle Nebenfunktionen aufweist und aus einer begrenzten kohärenten Folge von Textemen besteht, die ein Thema oder mehrere Themen entfaltet und sprachlich realisiert. <sup>7</sup>

Aus einem in diesem Sinne verstandenen Textbegriff sind zwei wesentliche Aspekte ableitbar, die Gemeinsamkeiten und Unterschiede zwischen Texten und Gesprächen erhellen:

- 1) die sprachliche Einheit, die sprachliche Komponente, die im Kommunikationsprozeß entsteht, stellt eine statische Größe dar. Sie ist der fertige Text;
- 2) das jeweilige konkrete Kommunikationsereignis, das sich je nach Medium unterschiedlich gestaltet. Die dialogische Kommunikation zeichnet sich eben dadurch aus - und dies ist ein wesentlicher Unterschied zur monologischen (schriftsprachlichen) Kommunikation, daß „Textproduktion, Text und Textrezeption gleichsam miteinander verschmolzen scheinen, Texterzeugung und -verstehen simultan verlaufen und der Text in und mit seiner Entstehung - quasi als Prozeß - angeeignet wird.“<sup>8</sup> Die Erstellung von Texten in der mündlichen Rede ist eine dialektische Wechselbeziehung zwischen Prozeß und Resultat. Der auf diese Weise erzeugte Text nimmt letztendlich eine endgültige Form an und er ist aus seinem kontextuellen Umfeld - als kommunikative Einheit in sich - herauszulösen. (Dies geschieht tatsächlich in der Gesprächsanalyse, indem „fertige“ Texte/Dialoge analysiert werden.)

Der entscheidende Unterschied zwischen Textlinguistik und Gesprächsanalyse liegt also unter produktionsseitigem Aspekt in den jeweiligen spezifischen Bedingungen, unter denen ihre Untersuchungsgegenstände entstehen. Da sich die Bedingungen, unter denen Texte entstehen, auch auf ihre textuellen Eigenschaften auswirken, ist die Anwendung unterschiedlicher Analyseverfahren und Interessen nicht nur berechtigt sondern gerade notwendig. Der wichtigste Aspekt in dem Bedingungsgefüge, unter denen dialogische Texte entstehen, ist der der Rollenverteilung. Während bei monologischen Texten die Rollen in bezug auf die sprachliche Tätigkeit von vornherein festgelegt sind, indem der Textproduzent dem Textrezipi-

enten gegenübersteht und Produktion und Rezeption in der Regel räumlich und zeitlich voneinander getrennt und meistens in anderen Handlungszusammenhängen erfolgen, was auch Folgen für die Textgestaltung hat (z.B. eine Restriktion in dem Gebrauch indexikalischer Zeichen), ist dies bei dialogischen Texten anders. Von einer festen Rollenzuordnung kann man bei ihnen meistens nicht sprechen. Wer Produzent bzw. Rezipient in einer bestimmten Phase eines Gesprächs ist, unterliegt bestimmten - wohl definierbaren - Gesetzmäßigkeiten (Fremdwahl, Selbstwahl), bei denen jeweils auch kontextuelle/situative Bedingungen mitspielen. In genetischer Hinsicht ist ja das Gespräch, „die Dyade“ - wie Heinemann/Viehweg formulieren - „die originäre Form sprachlicher Tätigkeit [...] und monologische Texte stellen daraus abgeleitete Formen sprachlicher Tätigkeit dar.“<sup>9</sup> Wenn dem so ist, so müssen beiden Formen sprachlicher Tätigkeit wesentliche Eigenschaften gemeinsam sein. In der heute bereits recht umfangreichen Literatur herrscht Einigkeit darüber, daß Texte/Gespräche

- a) sozialen Zwecken dienen und somit meistens in größeren Handlungszusammenhängen eingebettet sind;
- b) daß sie im Normalfall Ergebnisse einer intentionalen, kreativen Tätigkeit sind, die auf intersubjektive Verständigung ausgerichtet ist;
- c) als b) folgt, daß durch Texte Kommunikationspartner, mit deren Interaktion der Textproduzent rechnet, angesprochen werden.

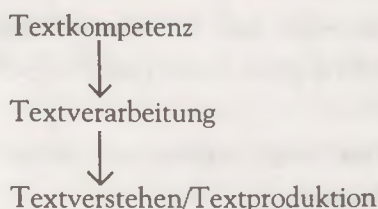
Eine Verbindung zwischen Texten und Gesprächen läßt sich zunächst auf dem pragmatischen Hintergrund ihrer Funktion herstellen.

Ein weiteres Argument für meine Position liefern m.E. Aspekte, die uns bereits zu unserem Rahmenthema „Textverstehen - Textarbeit - Textkompetenz“ überleiten. Textarbeit ist ein kognitiver Prozeß, der sowohl die Produktion als auch die Rezeption von Texten betrifft. Die in der kognitiven Psychologie verwendete Bezeichnung „Sprachverarbeitung“ be-

rücksichtigt sowohl produktions- als auch rezeptionsseitige Fragen, die in der Bestimmung von Textkompetenz ebenfalls von Belang sind.

Textverstehen - Textarbeit - Textkompetenz sind - und damit komme ich zu unserem Rahmenthema - untereinander wechselseitig abhängig, zwischen ihnen besteht ein hierarchisches und zugleich interaktives Beziehungsgefüge. (Dies läßt sich auch mittels Erkenntnisse der kognitiven Psychologie im Bereich der kognitiven Sprachverarbeitung - auch mit experimentellen Untersuchungen bestätigen.<sup>10</sup>)

Die Beziehung zwischen Textverstehen - Textarbeit - Textkompetenz als eine Art Hierarchie kann schematisch folgendermaßen dargestellt werden:



Textkompetenz ist die Voraussetzung für die Verarbeitung von Texten, deren Resultat das Verstehen/Herstellung von Texten ist.

Wenn ich im folgenden den Versuch unternehme, Textkompetenz zu bestimmen, so tue ich dies von einer Position aus, wonach der Sprecher/Schreiber kein „Engel“ ist. In Anlehnung an Wagner (1984) ist er nicht „zu einem reinen, ätherischen, idealen Wesen hochstilisiert“, wie der ideale Sprecher-Hörer in der frühen gTG, in der er, nämlich der Sprecher, „in einer völlig homogenen Sprachgemeinschaft lebt, seine Sprache ausgezeichnet kennt und bei der Anwendung seiner Sprachkenntnis in der aktuellen Rede von solchen grammatisch irrelevanten Bedingungen wie begrenztes Gedächtnis, Zerstreutheit und Verwirrung, Verschiebung in der Aufmerksamkeit und im Interesse, Fehler (zufällige oder typische) nicht



affiziert wird“<sup>11</sup>, sondern ich gehe davon aus, daß der Sprecher-Hörer als normales menschliches Wesen betrachtet wird, das sich eben dadurch auszeichnet, daß ihm die obigen Eigenschaften geradezu zuzuschreiben sind.

Textkompetenz wurde im Rahmen einer allgemeinen Theorie des Sprechens von Coseriu (1988) definiert. In seiner Theorie ist sie eine Komponente der kulturellen Sprachkompetenz, der die folgenden Komponenten umfaßt:

Allgemein-sprachliche Kompetenz  
(elokutionelles Wissen)

Einzel-sprachliche Kompetenz  
(idiomatisches Wissen)

Text- oder Diskurs-Kompetenz  
(expressives Wissen)

Text- oder Diskurskompetenz wird bei ihm also der kulturellen Schicht zugeordnet und innerhalb ihr der Ebene der individuellen Gestaltung von Äußerungen in konkreten Situationen, also wird sie der Performanz zugeordnet.<sup>12</sup>

Textkompetenz kann man m.E. vor dem Hintergrund bzw. in Relation zur Sprach- und Handlungskompetenz erfassen. Damit lehne ich mich stark an Sandig (1986)<sup>13</sup> an, die die Stilkompetenz in Relation zur Sprach- und Handlungskompetenz beschreibt.<sup>14</sup> Ein Vorteil eines solchen In-Relation-Setzens besteht darin, daß dadurch die Interaktion zwischen verschiedenen Wissensbereichen, die für Textproduktion bzw. Textrezeption und somit auch für Textverstehen sozusagen verantwortlich sind, besser erfaßt werden kann. Eine in diesem Sinne verstandene Textkompetenz

kann - wie ich es im weiteren noch zu zeigen versuche - nicht ausschließlich der Performanz zugeordnet werden.

Ein vor dem Hintergrund von Sprach- und Handlungskompetenz verstandener Textkompetenzbegriff muß davon ausgehen, daß Sprachgebraucher über ihr sprachliches Wissen hinaus auch über ein systematisch konventionell festgelegtes Wissen von sprachlichen Handlungen verfügen. Sowohl Textproduzenten als auch Textrezipienten stützen sich daher auch auf diesen Wissensbereich, d. h. sie nehmen auch eine Analyse des situativen Kontextes vor. Was die rezeptionsseitige Sprachverarbeitung anbelangt, so wird der Verstehensprozeß erst dann von Erfolg gekrönt, wenn die Analyse auf mehreren Ebenen gleichzeitig und interaktiv durchgeführt wird. Dies ermöglicht die Erschließung der Textfunktion, des kommunikativen Sinns von Texten, dessen Grundfunktion es ist, eine konkrete sprachliche Handlung - nach oder in Relation zu einem Muster - auf konkrete, interaktive sowie soziale Gegebenheiten zu beziehen.

Ein Text wird also verstanden, indem sein von dem Textproduzenten intendierter kommunikativer Sinn bei dem Textrezipienten „ankommt“. Der kommunikative Sinn eines Textes ergibt sich aus der mittels des Textes durchgeführten konkreten sprachlichen Handlung bezogen auf das konkrete kontextuelle Bedingungsgefüge, unter welchem sie durchgeführt wurde. Neben der Erfassung des kommunikativen Sinns seitens des Rezipienten ist auch ein weiterer, semantisch-pragmatischer Aspekt zu beachten, u. z. die Konnexität. Eine Äußerung ist erst dann konnex, wenn sich die Bezüge zwischen Propositionen und Sachverhalten, die in Äußerungen nach allgemeinen, konventionellen Regeln hergestellt werden, sowohl für Sprecher wie auch Hörer als solche bestehen. Nur in diesem Fall kommt es zum richtigen Textverstehen, zur Verständigung. Wollen wir Textkompetenz vor diesem Hintergrund bestimmen, dann ergibt sich eine Verschiebung in Richtung Performanz. Die Sprach- und Handlungskompetenz bildet sozusagen die fundamentale Voraussetzung für die Textkompetenz. Das Wissen des Sprachgebrauchers um

grammatische und semantische Einheiten der Konnexität sowie um prototypische Muster mit den jeweiligen Regeln der Organisation dieser Muster versetzt ihn erst in die Lage, situativ angemessene Texte zu produzieren bzw. diese zu verstehen.

Textkompetenz in Relation zur Sprach- und Handlungskompetenz setzt sich aus folgenden Komponenten zusammen: <sup>15</sup>

*Sprach- und Handlungs-  
kompetenz*

*Textkompetenz*

**Kompetenz**

- 1) Einheiten und Regeln der Sprache: sprachliches Wissen (Grammatik, Semantik)
- 2) Enzyklopädisches Wissen
- 3) Situatives Wissen
- 4) Sprachhandlungswissen
- 5) Wissen über globale Textstrukturen

- 1) Textkonstituierende grammatische und semantische Einheiten der Konnexität
- 2) Prototypische Textmuster mit ihrem jeweilig prototypischen Register
- 3) Prototypische Handlungsmuster (kontextuell-situativ, auch Konversationsmaximen)
- 4) Illokutionäre Rollen und Typen
- 5) Regeln zur Produktion von Textemen, von textuellen Struktureinheiten
- 6) Allgemeine Regeln und Konventionen zur Organisation textueller/sequentieller Struktureinheiten zu komplexen Texten mit ihren kontextuellen/situativen Bezügen (Thementyp, Handlungstyp, Sachverhaltstyp...)

**Performanz**

Anwendung von regeln- bzw. konventionsgeleiteten Strukturen in konkreten Situationen

**Performanz**

Konkret realisierte, situierte Texte/Gespräche als sprachliche Handlungen

Wie es auch aus dieser Tabelle ersichtlich ist, ist Textkompetenz in Richtung Sprach- und Handlungsperformanz verschoben. Besonders die Komponente 6) läßt Raum individueller Gestaltung/Realisierung von Texten, in Relation zur Sprach- bzw. Handlungskompetenz ist sie der Performanz zuzuordnen. Die hier angeführten Komponenten der Textkompetenz lassen sich nicht auf ein bestimmtes Medium der Kommunikation beschränken, sie haben ihre Gültigkeit für beide Formen der verbalen Kommunikation mit der Ergänzung, daß eine Unterscheidung zwischen aktiver und passiver Textkompetenz als sinnvoll erscheint, da man wesentlich mehr Textsorten verstehen kann als produzieren. (Eine Ausnahme bilden hier vielleicht Fachtexte, wenn wir von gruppen-, schichten- sowie generationsbedingten Unterschieden, die sich in spezifischen Textexemplaren niederschlagen können, absehen.)

Zum Schluß meiner Ausführungen möchte ich an einem Textbeispiel exemplarisch aufzeigen, wie die einzelnen Komponenten der Sprach-, Handlungs- und Textkompetenz im Verstehensprozeß interagieren. Dabei wird sich - so hoffe ich - herausstellen, daß Textverarbeitung eine Interaktion zwischen textimmanenten und bewußtseinsimmanenten Wissensvoraussetzungen ist. Bezogen auf den rezeptionsseitigen Aspekt ist das Verstehen von Texten also nicht nur von Texten selbst abhängig, sondern auch und vor allem von den kognitiven Prozessen, mit denen sie verarbeitet werden. Vor diesem Hintergrund ist Textverstehen bzw. **Textverständlichkeit** ein **Resultat** des kognitiven Textverstehens und nicht etwa seine Voraussetzung.

Zur Erläuterung der Prozesse, die hier abspielen, werde ich den Strategiebegriff von van Dijk und Kintsch (1983)<sup>16</sup> heranziehen, dem sie in ihrem Strategiemodell der Sprachverarbeitung eine primäre Funktion einräumen, indem sie „den Strategiebegriff an den Handlungsbegriff [binden und] Strategie als einen kognitiven Prozeß verstehen, die darüber befindet, mit welchen Operationen ein Handlungsziel anzustreben ist.“<sup>17</sup> Für meine

Analysezwecke beschränke ich mich auf die Diskursstrategien. Van Dijk und Kintsch unterscheiden hierbei folgende Strategien:

- 1) kulturelle,
- 2) soziale (als Teil der kulturellen Strategien),
- 3) Interaktionsstrategien,
- 4) Pragmatische Strategien (sie stellen einen spezifischen Typ von Interaktionsstrategien dar),
- 5) Semantische Strategien,
- 6) Schemastrategien (schematic strategies, die zur Erkenntnis von Makrostrukturen dienen),
- 7) Stilistische und rhetorische Strategien.<sup>18</sup>

Der Einsatz dieser Strategien ermöglicht, daß jeweils entsprechende Wissens/Kompetenzbereiche in dem Langzeitgedächtnis aktiviert werden. Die Abfolge der Anwendung der Strategien ist nicht genau festgelegt, das Verstehen von Texten ist demnach nicht als strikt lineare Abarbeitung von „Strategiestufen“ zu verstehen, sondern als ein komplexes System von Teilprozessen, das sowohl vielfältige Hierarchiebeziehungen als auch Rückkopplungen enthält. Mit den einzelnen Strategien werden also immer auch Wissensbereiche aktiviert, die Komponenten der Sprach-, Handlungs- und Textkompetenz sind.

Der Beispieltext „Liebe Frauen“<sup>19</sup> erwies sich - nach den Analyseerfahrungen mit etwa 60 Studenten - in dreifacher Hinsicht schwierig: in kultureller, semantischer und stilistischer. Kulturelle Strategien ermöglichen nach van Dijk und Kintsch „eine für das Textverstehen relevante Selektion kultureller Informationen“.<sup>20</sup>

Während man als Hörer/Leser in der eigenen Kultur gewöhnlich keine Schwierigkeiten hierbei hat, erfordert das Verstehen fremdkultureller Texte eine „Differenzierung in kulturellen Strategien“<sup>21</sup>, d.h. selbst bei soliden Kenntnissen um den soziokulturellen Hintergrund fremdkultureller Texte

neigt der Hörer/Leser dazu, diese Kenntnisse aus seiner eigenen Perspektive zu betrachten, was eine spezifische Informationsverarbeitung verlangt. Das Verstehen fremdkultureller Texte kann in diesem Fall als ein „markierter Prozess“ bezeichnet werden, der häufig nur ein „partiell Verstehen“<sup>22</sup> herbeiführt, daß wiederum einer mangelhaften Kompetenz zuzuschreiben ist.

In dem Beispieltext sind zahlreiche Stellen, an denen sozio-kulturelle Wissensbereiche aktiviert werden müssen, um den Text in seiner Vollständigkeit verstehen zu können. So müssen z.B. Kenntnisse von sozio-politischen Ereignissen in Deutschland vor den Wahlen im Jahre 1987 vorhanden sein, um folgende Äußerungen in ihrer kontextuellen Situiertheit zu verstehen:

- Zeile 29: Nach den schlampigen siebziger Jahren sagen wir ja zu ihr  
Zeile 39: Abschied von der Männergesellschaft mit sechs Blauen für einen Urlaub neben der Wiege  
Zeile 69: Ein U-Boot [...] für Südafrika. Jede Menge Volkszähler. Die Fahne und das Lied. Ein Museum für den aufrechten Gang durch unsere herrliche Geschichte. Goebbels sitzt nun in Moskau.

Gelingt das Aktivieren von Kenntnissen aus dem Langzeitgedächtnis nicht, so wirkt sich das negativ auf die semantische Interpretation aus. Die Anwendung von semantischen Strategien ermöglicht es dem Textrezipienten, dem Text oder seinen Teilen eine Bedeutung und eine Referenz zuzuordnen und somit den Text auf größere Zusammenhänge, auf seine situierte, pragmatisch-soziale Funktion zu beziehen. Können die nötigen Inferenzen mit Hilfe der kulturellen Strategie nicht gezogen werden (weil die Kompetenz dazu nicht vorhanden ist), so wird der Rezipient wohl die intensionalen (Konzept-)Bedeutungen wie *U-Boot*, *Museum für den aufrechten Gang durch unsere herrliche Geschichte* usw. erschließen können, nicht je-

doch die extensionalen. Er wird un schlüssig, mit welchen Referenten, mit welchem Weltfragment die Konzeptbedeutungen zu verbinden sind. Dies hat zur Folge, daß schon die Herstellung der lokalen Kohärenz (in dem letzten Beispiel die Kohärenz auf Absatzebene) beeinträchtigt wird. Selbst wenn der Rezipient die deutsche Geschichte gut kennt und demzufolge weiß, wer Goebbels war und daß Moskau die Hauptstadt der (ehemaligen) SU war, kann er - ohne weitere Kenntnisse - keine kohärente Beziehung zwischen den Äußerungen

*Ein Museum für den aufrechten Gang durch unsere herrliche Geschichte.  
Goebbels sitzt nun in Moskau.*

auffinden, obwohl zwischen ihnen - der deutschen Geschichte/Goebbels - semantische Äquivalenzbeziehungen (Inklusion) bestehen.

Eine weitere Frage, die noch erörtert werden muß, betrifft die Ironie in diesem Text. Das Verstehen der Ironie ist ebenfalls eine Frage der Textkompetenz, sie steht in Zusammenhang mit der Komponente 3: prototypische Textmuster mit ihrem jeweiligen prototypischen Register bzw. Komponente 6: allgemeine Regeln und Konventionen der Textorganisation. Hier geht es um eine Abweichung vom prototypischen Register. Das Verstehen von Ironie wird u.a. durch die Anwendung stilistischer Strategien ermöglicht. Nach van Dijk und Kintsch impliziert Diskursverstehen, daß verschiedene stilistische [und rhetorische] Mittel wenigstens implizit erkannt werden. Textrezipienten verfügen gewöhnlich über Kenntnisse, die es ermöglichen, stilistische Mittel und Strukturen zu erschließen und sie „irgendwie mit der semantischen Repräsentation in Beziehung zu setzen.“<sup>23</sup> Unter diesen gibt es jedoch solche, z.B. Metaphern, Metonyme, Ironie, deren Verarbeitung eine zusätzliche Leistung, eine zusätzliche kognitive Verarbeitung vom Rezipienten verlangen.

Für eine interaktionale Interpretation von Texten/Gesprächen sind sie gleichzeitig von großem Belang. Sie - vor allem Ironie - können als

Signale aufgefaßt werden, die dazu dienen, bestimmte Intentionen, Ziele, Einstellungen des Textproduzenten sowie dessen Beziehung zum Textgegenstand und Textrezipienten zu markieren. In diesem Sinne kommt der Ironie eine wichtige semantische und eine noch wichtigere pragmatische Funktion zu.<sup>24</sup> Das Gelingen von Ironie als sprachlicher Handlung setzt die Erfüllung bestimmter Bedingungen voraus. Für Alltagstexte wurden diese Bedingungen von Oomen (1983)<sup>25</sup> formuliert. Neben einer in Anlehnung an die Sprechakttheorie formulierten „Bedingung des propositionalen Gehalts“ sind die „vorbereitende Bedingung und die Ehrlichkeitsbedingungen“ relevant. Die vorbereitende Bedingung betrifft die soziale Rolle der Kommunikationspartner. Da ironische Äußerungen immer Wertungen enthalten, muß der Sprecher „gesellschaftlich mindestens gleichgestellt“ sein. Unter Ehrlichkeitsbedingungen werden Sprecherannahmen verstanden :

- 1) Der Sprecher nimmt an, daß der Angesprochene entweder seine Einschätzung des Sachverhalts teilt oder aber mindestens diese Einschätzung als mögliche Bewertung erkennt.
- 2) Der Sprecher nimmt an, daß ein bestimmter Sachverhalt, auf den sich die ironische Äußerung bezieht, als gegeben vorausgesetzt werden kann und daß der Angesprochene diesen Sachverhalt kennt oder daß er aus dem sprachlichen Kontext hervorgeht.
- 3) [aus den ersten zwei Bedingungen folgt:] Der Sprecher nimmt an, daß der Angesprochene die Diskrepanz zwischen der wörtlichen Bedeutung des ironischen Kommentars und der tatsächlichen Einschätzung durch den Sprecher erkennen kann,[...] <sup>26</sup>

In dem Beispieltext sind zahlreiche Belege für Ironie zu finden. Bereits in den bisher erwähnten Beispielen sind viele lexikalische Einheiten, die in ihren gegenteiligen Bedeutungen verwendet werden (vor allem Adjektive



wie *schlampig, aufrecht, herrlich*), hier sollen noch einige weitere Beispiele folgen:

a) Modalwörter

Zeile 14: [Väter] appellieren **gar** an Euren politischen **Verstand**

Zeile 78: Und ein **schier** unentbehrlicher Außenminister

b) Sätze oder Teilsätze, in denen eine Diskrepanz zwischen intensionaler und extensionaler Bedeutung vorliegt:

Zeile 5: durch jeden schönen Werbespot glückliche Mütter mit reizenden Kindern schweben und schreiten, lächeln und lachen

Zeile 12: Schwitzend und schwergewichtig dringen die Väter der Nation in Euer Herz und Eure Seele, beflügeln Eure Phantasie

Zeile 54: Ihr, liebe Frauen, sollt, so steht da zu lesen, Wut und Ärger nicht immer nur hinunterschlucken, sondern öfter mal „jetzt reicht,s“ rufen.

Meine Erfahrungen mit den Studenten zeigten, daß erstens, die Ehrlichkeitsbedingungen hier nicht gänzlich erfüllt waren. Die Erwartungserwartungen des Textproduzenten werden nicht eingelöst. Der Grund hierfür ist m.E. eine Frage der Kompetenz, ein mangelhaftes verfügbares enzyklopädisches Wissen. Die stilistischen Strategien können in diesem Text vielfach nichts aktivieren. Die kognitive Diskrepanz zwischen Textproduzenten und Rezipienten schlägt hier in eine kommunikative Differenz um, was das Verständnis erschwert.

Mit der kognitiven Diskrepanz und kommunikativen Differenz wird m.E. ein wesentlicher Aspekt der Textkompetenz angesprochen. Vielleicht können wir darauf in der Diskussion zurückkehren.

## Anmerkungen

1. Eine Ausnahme stellt m.W. die „Einführung in die Textlinguistik von H. Vater dar. H.Vater, Köln 1990, (=KLAGE No.21)
2. EHLICH, K.: Zum Tempusbegriff. 1984. Zitat bei Vater a.a.O. S.11.
3. ENGEL, U.: Deutsche Grammatik. Heidelberg 1988, S.118 ff.
4. EHLICH, a.a.O.
5. SCHMIDT, S. J.: Texttheorie. Probleme einer Linguistik der sprachlichen Kommunikation. München 1976M, MOTSCHOW, W./VIEHWEGER, D.: Sprachhandlung, Satz und Text. In: *Linguistische Studien (A)*, H.36, S. 25 - 42.
6. DIJK, v. T. A./KINTSCH, W.: *Strategies of Discourse Comprehension*. New York etc. 1983, S. 78 ff. (Übersetzt von M. B.)
7. MACKELDEY, R.: Alltagssprachliche Dialoge. Kommunikative Funktionen und syntaktische Strukturen. Leipzig 1987, (=Linguistische Studien), S. 37.
8. MACKELDEY a.a.O. S. 36.
9. HEINEMANN, W./VIEHWEGER, D.: *Textlinguistik. Eine Einführung*. Tübingen 1992 (=RGL 115), S.90.
10. Vgl. RICKHEIT, G./STROHNER, H.: *Grundlagen der kognitiven Sprachverarbeitung*. Tübingen und Basel, 1993 (=UTB 1735), S. 71 ff.
11. WAGNER, K.R.: Sprechstrategien in einer illokutiven Grammatik. In: Rosengren, I.: *Lunder germanistische Forschungen* 53, 1984, S.60.
12. COSIREU, E.: *Sprachkompetenz*. Tübingen 1988 (=UTB 1481), S. 65.
13. SANDIG, B.: *Stilistik der deutschen Sprache*. Berlin/New York 1986, S. 86 ff.
14. Dies ist m.E. aus mehreren Gründen berechtigt. Stil ist nämlich eine textuelle Erscheinung, demzufolge muß seine Beschreibung in Texten erfolgen. Vgl. Sandig, a.a.O. S. 151.
15. SANDIG, a.a.O. S. 86.
16. VAN DIJK/KINTSCH: a.a.O. S. 80.
17. ebda, S. 81.
18. ebda, S. 81.
19. Aus: HANSEN, G.: *Textlinguistische Analyse von Gebrauchstexten*. Kopenhagen 1989, s. 138. Der Text wird auch in Hansen analysiert. Im

Mittelpunkt der kurzen Analyse stehen dort vor allem Präsuppositionen und sonstige (außer)sprachliche Faktoren. Vgl. S. 139.

20. VAN DIJK/KINTSCH: a.a.O. S. 88 ff.
21. ebda, S. 93.
22. SANDIG: a.a.O. S. 86.
23. OOMEN, U.: Ironische Äußerungen: Syntax - Semantik - Pragmatik. In: *Zeitschrift für germanistische Linguistik* 11/1983, S. 24.
24. OOMEN: a.a.O. S. 26.
25. ebda, S. 25 - 26.
26. ebda.

# DIE ZEIT



Nr. 4 - 16. Januar 1967

*Die Wahl ist natürlich ernst zu nehmen.  
Deshalb dieses aufmunternde Brieflein*

## Liebe Frauen

Ihr wißt doch wohl Bescheid, worum es geht, das muß auch in Euren kleinen Köpfen jetzt einfach klar sein, nachdem ganze Parteitage, Programme und Leitsätze sie agitiert haben und durch jeden schönen Werbespot glückliche Mütter mit reizenden Kindern schweben und schreiten, lächeln und lachen. Ihr entscheidet die Wahl. Ja-wohl! Ohne Frauen ist kein Staat zu machen, und Kinder - Euer Ressort - haben wieder Vorfahrt in Deutschland! Babyblau auf Schwarz-Rot-Gold sind die Farben der Zukunft.

Schwitzend und schwergewichtig dringen die Väter der Nation in Euer Herz und Eure Seele, beflügeln Eure Phantasie, appellieren gar an Euren politischen Verstand und bringen die Botschaft in der ihnen eigenen kraftvollen Sprache auf den Punkt: Dem Grunde nach stehen uns Schicksalswahlen bevor. Tut Eure Pflicht! Oder wollt Ihr den Niedergang Deutschlands an allen Fronten?

Nein! ruft Ihr und hört den Kernsatz deutscher Politik für ein Deutschland mit Zukunft: Die gesunde Familie ist die Voraussetzung für den gesunden Staat, die Frau und Mutter muß wieder Mittelpunkt deutscher Politik sein.

Das hat auch viel zu tun mit unseren geistig-moralischen Grundlagen, liebe Frauen, denn die freiheitliche Demokratie, für die wir alles riskieren, braucht - und hier kommt nun auch Vater ins Bild - Autorität. Nach den schlampigen siebenjährigen Jahren sagen wir auch ja zu ihr, weil wir ja Ja sagen zur Familie als der Garantin für ordentliches Einleben in Staat und Gesellschaft.

Die Alten unter Euch werden nun fragen: Das kennen wir doch, wie war das noch gleich, Wilhelm zwei, der Führer?

Und Ihr Jungen? Ihr sagt: Die Frauenfrage drängt notwendiger denn je nach einer Lösung. Hier ist sie! Wahlfreiheit für alle, Partnerschaft statt Patriarchat, Abschied von der Männergesellschaft mit sechs Blauen für einen Urlaub neben der Wiege, 25 Mark Rente für jedes Kind. Eure Männer werden darauf fliegen.

Aber das ist nicht alles, was man Euch - schon vor der Wahl - geschenkt hat. Ihr habt eine Briefmarke bekommen mit Clara Schumann drauf („eine große Künstlerin, die ihrem Mann, dem Komponisten Robert Schumann zuliebe in ihrer Kunst zurücksteckte . . .“), denn Frauen waren bisher auf unseren Briefmarken unterrepräsentiert. 19 weitere Frauen der deutschen Geschichte sollen folgen, eine wahre Dauerserie.

Es gibt jetzt auch ein „Kochbuch für Küche und Kommunalpolitik“ und einen ministeriellen Frauenkalender „Für mich“. Ihr, liebe Frauen, sollt, so steht da zu lesen, Wut und Ärger nicht immer nur hinunterschlucken, sondern öfter mal „jetzt reicht's“ rufen. Und nicht soviel rauchen und Pillen schlucken.

Ein großer alter Vorsitzender und Frauenfreund schrieb jetzt, extra zu den Wahlen und nur für Euch, an die Intendanten der ARD, er wünscht sich mehr Journalistinnen in den politischen Ressorts. Von schwerer Symbolkraft, die bekanntlich Politik, liebe Frauen, locker ersetzen kann, ist auch ein ganz neuer Briefkopf. Wir haben demnach nicht mehr bloß ein Ministerium für Jugendfamiliegesundheit, nein, auch für Frauen. Noch ein Geschenk. Aber, liebe Frauen, meßt nicht nur selbstsüchtig, seht auch auf andere Gaben. Ein U-Boot („weiter, leiser, tiefer“) für Südafrika. Jede Menge Volkszähler. Die Fahne und das Lied. Ein Museum für den aufrechten Gang durch unsere herrliche Geschichte. Goebbels sitzt nun in Moskau. Und vielleicht, vielleicht kriegen wir ein paar neue Kurzstreckenraketen dazu.

Und dann steht Euch neben dem dicken Daumen auch noch der Beste für Deutschland zur Wahl! Und ein schier unentbehrlicher Außenminister! Und diese Emporkömmlinge, in deren Reihen Frauen schon ebenso viel das Sagen haben wie Männer!

Wollt Ihr, liebe Frauen, so weit gehen? fragt Eure besorgte

*Margrit Gerste*

## ZUR HISTORISCHEN UND LITERARISCHEN DIMENSION DER GESPRÄCHFORSCHUNG

### Vorbemerkung

1. Vom „unabänderlichen Dualismus“ der Sprache und vom ‘Gespräch’
  2. „... aus diesen Maschinen wieder Menschen zu machen“: Der natürliche Dialog im 18. Jahrhundert
  3. Das Gespräch in der Krise - anekdotisch und literarisch
- Fazit

### Vorbemerkung

Die Gesprächsforschung vermag ob ihres dialogischen Gegenstandes der Linguistik jene Faszination zu verleihen, die sie zu Zeiten immer wieder ausgeübt hat. Sie hat überdies eine zureichende sprachtheoretische Grundlage und gibt insofern Gewißheit. Beginnen wir mit der sprachtheoretischen Grundlage. Sie ist im 18. und 19. Jahrhundert entwickelt worden. Heutige Gesprächsforschung, die das übersieht oder verkennt, greift zu kurz.

### 1. Vom „unabänderlichen Dualismus“ der Sprache und vom ‘Gespräch’

In seiner Abhandlung „Über den Ursprung der Sprache“ von 1771 beschreibt Johann Gottfried Herder, wie der Mensch zum Sprachzeichen

findet, indem er, mittels „Besonnenheit“, also Reflexion, z. B. den „Schall des Blöckens“ als „Kennzeichen des Schaafs“ wahrnimmt. Der Schall wird zum Erinnerungszeichen, Schall und Schaf finden zu einer Einheit, das Wort - das „Blöckende“ - ist geboren. Das Wort ist „Merkwort“ und „Mitteilungswort“ zugleich:

Ich kann [...] nicht das Erste besonnene Urtheil reihen, ohne daß ich in meiner Seele dialogire [...]; der erste Menschliche Gedanke bereitet also seinem Wesen nach, mit andern dialogiren zu können! Das erste Merkmal, was ich erfaße, ist Merkwort für mich, und Mittheilungswort für Andere!<sup>1</sup>

Im Rahmen seiner Spekulation über den Ursprung der Sprache legt Herder das dialogische Fundament seiner Sprachtheorie.

Eine Sprachtheorie als Ursprungstheorie der Sprache verwirft nun - einige Jahrzehnte später - Wilhelm v. Humboldt, nicht aber deren „dialogische“ Komponente. Die Wende, die Humboldt in der Sprachursprungstheorie herbeiführt, formuliert Heymann Steinthal 1851 in seinem Buch „Der Ursprung der Sprache im Zusammenhang mit den letzten Fragen allen Wissens“ so: „Er (Humboldt) hat also den Ursprung mit dem Wesen identifiziert und das Woher in das Was verwandelt.“<sup>2</sup> Was ist darunter zu verstehen? In seiner ersten Akademieabhandlung von 1820 formuliert Humboldt: „Es kann auch die Sprache nicht anders, als auf einmal entstehen, oder um es genauer auszudrücken, sie muss in jedem Augenblick ihres Daseyns dasjenige besitzen, was sie zu einem Ganzen macht.“<sup>3</sup> Einerseits führt also jedes Sprechen das Wunder des Sprachursprungs vor Augen; andererseits ist dieses Wunder, als zeitliches, deshalb nicht einzuholen, weil es nicht ‚historisch‘ und das heißt bei Humboldt: ‚empirisch‘ verfügbar ist. „Jenseits der Gränzlinie“<sup>4</sup> gibt es kein vergleichendes Sprachstudium als wissenschaftliches, weil es keine sprachlichen Quellen gibt. „Das ‚historische‘ oder Erfahrungsstudium der Sprachen kann sich nur auf das

beziehen, was Humboldt die 'Ausbildungsperiode' der Sprachen nennt",<sup>5</sup> die eben diesseits der „Gränzlinie“ liegt. Über die „prähistorische 'Organisationsmethode'“<sup>6</sup>, also diejenige, die jenseits der „Gränzlinie“ liegt, sind wissenschaftliche Aussagen unmöglich. Die Frage nach dem Ursprung „jenseits der Gränzlinie“ wird also aus guten Gründen umformuliert in eine Frage nach dem *W e s e n* der Sprache:

Besonders entscheidend für die Sprache ist, dass die Zweiheit in ihr eine wichtigere Stelle, als irgendwo sonst, einnimmt. Alles Sprechen ruht auf der Wechselrede, in der, auch unter Mehreren, der Redende die Angeredeten immer sich als Einheit gegenüberstellt. Der Mensch spricht, sogar in Gedanken, nur mit einem Anderen, oder mit sich, wie mit einem Anderen [...]<sup>7</sup>

Hier ist noch der Einfluß Herders spürbar, der ja davon gesprochen hatte, daß der erste menschliche Gedanke notwendig schon ein „Dialogiren“ sei.

Doch die bisherige Darstellung der „Zweiheit“ sei eine „äusserlich erscheinende“ und könne „in innigerer Durchdringung“ aufgefaßt werden dergestalt, daß der Geschlechtsunterschied die allgemeine Einseitigkeit „durch alle Beziehungen des menschlichen Denkens und Empfindens“ zeige, die nur durch „gegenseitige Ergänzung“ zu heilen sei.<sup>8</sup> Tiefer kann man das Fundament des Dialogischen nicht legen. Die dialogische Struktur der Sprache resultiert aus der Ergänzungsbedürftigkeit des Menschen, die sich auch und gerade in seiner Geschlechtlichkeit zeigt. Und Humboldt fährt fort: „Es liegt aber in dem ursprünglichen Wesen der Sprache ein unabänderlicher Dualismus, und die Möglichkeit des Sprechens selbst wird durch Anrede und Erwiederung bedingt.“<sup>9</sup> Mit anderen Worten, „die Sprache (muss) Erweiterung in einem Hörenden und Erwiedernden gewinnen“<sup>10</sup>: Die Kategorie des Hörers und des zum Sprecher werdenden Hörers ist also in der Sprachtheorie Humboldts präsent. Diesen dialogi-

schen Charakter als „Urtypus aller Sprachen“ findet Humboldt in den Pronomina ausgedrückt. Es gebe ein *Ich* und ein *Nicht-ich*. Letzteres teile sich in *Du* und *Er*. Das *Du* sei dem *Ich* „gegenübergestellt“, *Du* und *Ich* lägen in der „Einwirkung gemeinsamen Handelns“. Das *Er* sei aber ein *Nicht-ich* und ein *Nicht-du* zugleich, *Er* (bzw. *Sie*, *Es*) seien dem *Ich* und *Du* zugleich entgegengesetzt. In dem *Du* liege „Spontaneität der Wahl“, *Er* hingegen liege „in der Sphäre aller Wesen“. <sup>11</sup> Man kann es auch so fassen: *Ich* und *Du* sind die sprachliche Konkretisierung von „Anrede und Erwiederung“, sie sind grammatisch-lexikalisch geronnene Einheiten der Sprache. *Ich* und *Du* reden *miteinander*, indem sie *über Ihn* (*Sie*, *Es*) reden, sie *bereden* bzw. *besprechen* etwas, *miteinander* redend. Somit deckt das System der Personalpronomina das dialogische Wesen der Sprache auf. Den Ursprung der Sprache verstehen, heißt u. a., das dialogische Wesen der Sprache darzustellen. <sup>12</sup>

Im Begriff des Gesprächs zeigt sich das Dialogische im engeren Sinne. Die Kollektivbildung *Gespräch* zeigt in der Wortbildung das dialogische Moment, also das, was die Partner verbindet. Das Dialogische ist das gemeinsame Sprechen im Wechsel. Gespräch ist somit von Vortrag, Predigt, Gebet, lautem Denken, überdies als sprechsprachliches Ereignis vom Briefwechsel unterschieden; zudem ist Gespräch eine thematisch zentrierte Aktion, wodurch es z. B. vom Austausch bloßer Grußformeln geschieden ist. Daß die Kategorie ‘Gespräch’ auch ‘emphatisch’ besetzt sein kann, folglich ein Gespräch einem bedeutenden Thema gewidmet oder symmetrisch und „partnerschaftlich“ ausgerichtet ist, sind zusätzliche Bestimmungsstücke, welche die konstitutiven Definienda ergänzen, vielleicht bereichern. <sup>13</sup>



## 2. „... aus diesen Maschienen wieder Menschen zu machen“: Der natürliche Dialog im 18. Jahrhundert

Das Lessing-Zitat (der Überschrift) aus der „Hamburgischen Dramaturgie“ von 1767 wird so fortgesetzt:

„Die wahren Königinnen mögen so gesucht und affektiert sprechen als sie wollen: seine (des Dichters) Königinnen müssen natürlich sprechen“.<sup>14</sup> Lessing insistiert, daß „ein Dichter die Natur studiren“ müsse - und dann verflögen „Pomp und Etiquette“ und es erschiene der Mensch in seiner natürlichen Sprache.<sup>15</sup> „Wer fragt nach der Wohlanständigkeit, wenn der Affekt der Personen es erfordert, daß sie unterbrechen, oder sich unterbrechen laßen?“<sup>16</sup> Man sieht, die ‚Natürlichkeit‘ hat dialogspezifische Konsequenzen. In den Dramen Lessings wird die dialogische Sprache „natürlich“ entfaltet, und seine „Minna von Barnhelm“, „verfertigt im Jahre 1763“, ist das dialogische Paradestück.<sup>17</sup> Nehmen wir die erste Begegnung zwischen Minna und Tellheim, die in dialogspezifischer Hinsicht einige Berühmtheit erlangt hat:

### ACHTER AUFRITT.

*v. Tellheim. Der Wirt. Die Vorigen.*

V. TELLHEIM tritt herein, und indem er sie erblickt, flieht er auf sie zu: Ah! meine Minna. -  
DAS FRÄULEIN ihm entgegen fliehend: Ah! mein Tellheim! -

V. TELLHEIM stutzt auf einmal, und tritt wieder zurück: Verzeihen Sie, gnädiges Fräulein, - das Fräulein von Barnhelm hier zu finden -  
DAS FRÄULEIN Kann Ihnen doch so gar unerwartet nicht sein? - indem sie ihm näher tritt, und er mehr zurück weicht: Ich soll Ihnen verzeihen, daß ich noch Ihre Minna bin? Verzeih Ihnen der Himmel, daß ich noch das Fräulein von Barnhelm bin! -<sup>18</sup>

In dieser Szene wird nachdrücklich ein Zusammenhang von verbaler, also wortbezogener, und nichtverbaler, also gestischer und mimischer, insgesamt leibgebundener Expression hergestellt: Tellheim, in dem er Minna erblickt, „flieht auf sie zu“ - es wird also eine Gleichzeitigkeit hergestellt, die wiederum von dem Ausruf „Ah! meine Minna.“ begleitet wird. Das Fräulein, „ihm entgegen fliehend“ - das Partizip Präsens drückt hier das Gleichzeitige der Bewegung aus -, antwortet in paralleler Formulierung: „Ah! mein Tellheim!“ - Tellheim *flieht* auf das Fräulein zu, Adelong erklärt in seinem Wörterbuch die Semantik des Präfixverbs treffend: „Durch Empfindung, durch Leidenschaft getrieben den Ort schnell verändern“,<sup>19</sup> und Minna *flieht* ihrem Tellheim *entgegen*. Somit entsteht eine heftige Bewegung aufeinander zu, die durch den Gleichklang der Rede: Empfindungswort *ah* und jeweilige Namensanrede mit Possessivpronomen in eine nicht steigerungsfähige Übereinstimmung geführt wird. Leibgebundene Expression und wechselseitige Anreden stützen sich dabei gegenseitig und treiben ein Höchstmaß an Konsonanz hervor. Genauso abrupt wird diese Form des Miteinanders beendet, angekündigt durch das gestisch-mimische Beschreibungsverb *stutzen*: „V. Tellheim stutzt auf einmal, und tritt wieder zurück“: Die räumliche Entfernung ist auch eine Form innerer Entfernung, die durch eine floskelhafte Wendung und förmliche Anrede („Verzeihen Sie, gnädiges Fräulein“) und eine gedankenverlorene Formulierung („das Fräulein von Barnhelm hier zu finden“) gestützt wird. Die Schnelligkeit des Umschlags wird durch das Verbum *stutzen* entschieden betont - wiederum leiten Mimik und Gestik die Worte. Minna tritt nunmehr in eine gegenläufige Bewegung ein: Indem sie den unvollendeten Satz *T e l l h e i m s* zu Ende führt und in eine Frage überführt, betont sie entschieden im Wechsel das Gemeinsame, was auch durch ihre körperliche Bewegung zum Ausdruck gebracht wird: „indem sie ihm nähertritt“, was Tellheim durch Zurückweichen ausgleicht und insofern die Distanz wiederherstellt.

Gespräche sind an unsere Körper gebunden, und deren Bewegung wie auch Gestik und Mimik sind Teil des Gesprächs. Den Gleichklang von leibgebundenen Expressionen mit den Gesprächsschritten führt Lessing hier vor, an anderer Stelle zeigt er deren Widerstreit.<sup>20</sup> Die Analyse von Gesprächen muß die beiden Ebenen in Rechnung stellen und ihr Zusammen- und Widerspiel kalkulieren.

Doch das Gespräch zwischen Tellheim und Minna ist gesprächsanalytisch noch nicht erschöpft. Es zeigt eine spezifische Form der Gesprächsverknüpfung, die Lessing in der Hamburgischen Dramaturgie unter das Stichwort „geschmeidig“ faßt<sup>21</sup>: Minna führt nicht nur einen Satz Tellheims fort, füllt ihn gewissermaßen mit einem Prädikat auf, sondern sie nimmt auch einem Teil des früheren Gesprächsschritts Tellheims auf, um ihn in ihrem Sinn inhaltlich zu verwandeln. Das Verbum „verzeihen“ in der floskelhaften Bemerkung Tellheims resemantisiert Minna - sie gibt dem Verb seinen vollen Sinn zurück („Ich soll Ihnen verzeihen, daß ich noch Ihre Minna bin?“) und führt so Tellheim in die Enge. Partielle Gesprächsschrittaufnahme bedeutet bei Lessing folglich: Fortführung des Gesprächs (*fortführen* hier im emphatischen Sinn). Es ist - im Humboldtschen Verständnis - eine „Erwiderung“, die im Miteinander den anderen, das Du gegen das Ich der „Anrede“ setzt.

Personen unterbrechen im Gespräch, im „Affect“ - und so auch in der zitierten Passage. Lessing benutzt dazu, gewissermaßen zur gesprächsanalytischen Notation, den „Hemmstrich“; so nennt Adelung in seiner „Vollständigen Anweisung zu Deutschen Orthographie (...)“<sup>22</sup> den Gedankenstrich in dieser Funktion. Adelung stellt unter der Überschrift „gedankenstrich“ die mehrfache Funktion dieses Interpunktionszeichens dar. Es zeige u. a. eine „unterbrochene Rede“ an, und Adelung gibt, sicher nicht zufällig, Beispiele aus Lessings „Miss Sara Sampson“. In gleicher Weise zeige der Gedankenstrich eine „abgebrochene Rede“ an, und wiederum rekurriert Adelung auf Lessings Dramen.

Lessing modelliert seine Dramentexte nach dem Vorbild natürlicher Gespräche und löst somit den Dramatis personae die Zungen. Vor Herders Dialogiren des Urmenschen und vor W. v. Humboldts dialogischer Sprachtheorie dialogieren die Dramatis personae in Lessing „Meisterdramen“ - entsprechend seinem Konzept von Literatur, das diese als ein „Modell der Natur, einen ‘Schattenriß’ der Schöpfung“<sup>23</sup> begreift und somit den gemischten Charakter bevorzugt. Lessings Dialoge folgen seinem ästhetischen Konzept und insofern den Regeln seiner Dramaturgie bzw. Poetik gemäß. Dergestalt sind sie fiktionale Gespräche und geben einen Entwurf von dem, was Gespräche als Anrede und Erwiderung sein können.

### 3. Das Gespräch in der Krise – anekdotisch und literarisch

Seit die Rede von einer ‘Moderne’ ist, gibt es eine Krise der Sprache und des Gesprächs. Ich möchte das hier nicht entfalten, weil es abführt in eine praxisferne Diskussion. Stattdessen möchte ich zeigen, daß das mißlingende Gespräch eine nahezu universale Erscheinung ist. Mein historisches Beispiel, das ich dafür anführe, mag Überraschung auslösen. Es ist mit dem Namen Goethe verbunden.

Ich nehme dabei Gelegenheit, auf eine literarische Kategorie hinzuweisen, die mir für die Erarbeitung einer historischen Gesprächsanalyse besonders fruchtbar zu sein scheint. Es ist die Anekdote, eine epische Kleinform, die auf eine Pointe drängt und diese häufig dialogisch vorbereitet. Anekdoten hängen sich u. a. an große Gestalten, in diesem Fall an Goethe.

706) In den letzten Jahren seines Lebens süßte sich Goethe durch die Menge der ihn besuchenden Fremden sehr belästigt und er begann oft die Unterhaltung mit ihnen auf eine seltsame Weise. Einst ließ sich ein Engländer bei ihm anmelden. Die Engländer fürchtete er am meisten, weil er sicher sein konnte, daß jedes Wort, das er spreche, ausgezeichnet und in einem Journale gedruckt erscheinen würde. Er nahm sich also vor, so wenig als möglich zu sprechen, und besonders nur von ganz gleichgültigen Dingen zu reden. Der Engländer erschien und G. grüßte ihn, ohne ein Wort zu sagen; der Engländer verbeugte sich und schwieg. G. zeigte mit der Hand auf einen Stuhl und der Engländer setzte sich, ohne den Mund zu öffnen, indem er ohne Zweifel erwartete, Goethe würde das Gespräch anfangen. So vergingen 5 Minuten in dem tiefsten Schweigen und G. deutete, indem er aufstand, seinem stummen Gaste das Ende dieses seltsamen Besuchs an. Als er indeß den Engländer durch das Vorzimmer hinaus begleitete, süßte G. einigermaßen Neue, er zeigte dem Engländer eine Marmorbüste, welche da stand und sagte: „Walter Scott.“ „Ist todt,“ antwortete der Engländer, und so endigte der Besuch.<sup>24</sup>

Wiederum erweist sich, daß Gespräche, hier wird von einer „Unterhaltung“ gesprochen, in Mimik, Gestik und Bewegung der Körper eingelassen sind. Zudem wird deutlich, daß die Gefährdung der schöpferischen Person durch eine mediale Öffentlichkeit nicht erst eine Erscheinung des 20. Jahrhunderts ist. Die Strategien, die Goethe entwickelt, um dieser Gefährdung zu entkommen, töten ihrerseits das Gespräch. Der Verlust des Gesprächs in den öffentlichen Medien ist hier schon vorgezeichnet: Goethe immunisiert sich gegen die Zumutungen der Öffentlichkeit, indem er sich skurril gebärdet („er begann oft die Unterhaltung [...] auf eine seltsame Weise“); indem er möglichst wortkarg erscheint („so wenig als möglich zu sprechen“) und möglichst Belangloses spricht („nur von ganz gleichgültigen Dingen zu reden“). Insgesamt steht dahinter auch die Verweigerung der Rolle des Unterhalters. Im Folgenden verweigert nun der Besucher - ein „gefürchteter“ Engländer - seinerseits die Rolle des devoten und gesprächigen Be-

suchers. Er erwartet, daß Goethe seiner Rolle als Gastgeber gerecht werde und demgemäß das Gespräch eröffnet. Da Goethe das verweigert, kommt es zu einem dialogischen Desaster, das umso gespenstischer erscheint, als die nichtsprachliche Kommunikation, zumindest an den Eckpunkten, funktioniert, aber gerade dadurch fortwährend auf die dialogische Leere des Nicht-Gesprächs verweist. Nachdem das „Gespräch“ gestisch zu Ende geführt ist, wagt Goethe - der „einigermaßen Reue fühlte“, wie es im Text heißt - einen Reparaturversuch, der das beschädigte Image des Besuchers wieder herstellen soll. Mit einer Zeigehandlung bestimmt er eine seiner ausgestellten Büsten als die Walter Scotts - die Geste des Zeigens ersetzt dabei die volle Formulierung. Der Romanautor Walter Scott wird gewählt, um dem Besucher und der britischen Kultur eine Reverenz zu erweisen. Der Engländer nun nimmt das von Goethe geäußerte Prädikativum (ist) „Walter Scott“ in seine Gegenäußerung auf und funktioniert es zum Subjekt um, dem er das Prädikat „Ist tot“ beilegt. In einer Kombination aus hinweisender („Das ist) Walter Scott“) u n d konstatierender (Walter Scott „ist tot“) Sprechhandlung, verteilt auf z w e i Sprecher in e i n e m sich ergänzenden Gesprächsschritt wird das Ende eines Gesprächs besiegelt, das gar nicht begonnen hat. Nicht nur Walter Scott ist tot, auch das Gespräch. Auf Kosten der Wahrheit (Scott starb am 21. September 1832, also sechs Monate n a c h Goethe) weist der Engländer Goethes Reparaturversuch zurück.

In der modernen Literatur hat die Krise des Gesprächs viele Namen. Einer ist das 'schwierige' Gespräch, das die Teilnehmer eher gegeneinander als zusammen führt. Aus Botho Strauß' „Schlußchor“ aus dem Jahre 1991 stammt folgende Szene:

*URSULA und ANITA treffen sich vor dem mittleren Tisch der mittleren Reihe. DIE MUTTER setzt sich wieder an den Tisch dahinter.*

*ANITA zupft sich verlegen an der Nasenspitze*

Ja. Na ja. Endlich.

URSULA

Setzen Sie sich. Oder setzen wir uns. Wo wollen Sie sitzen?

ANITA

Wen wollen Sie sehen?

URSULA

Sitzen Sie hier, setz' ich mich dorthin.

ANITA

Mir egal.

URSULA

Ich hätte gern den Blick -

ANITA

Den Blick ins Freie?

URSULA

Nein, andersherum. So. Ja.

*Sie setzen sich.*

Sie kennen also Feuerland?<sup>25</sup>

Zwei Frauen, Ursula („eine kleine, wendige Person, [...] um die Mitte dreißig“)<sup>26</sup> und Anita („eine schöne, doch auf Anhieb sonderbar wirkende Frau in ihren späten Vierzigern“)<sup>27</sup> werden von der Mutter Anitas zusammengeführt, um ein Gespräch über Feuerland zu führen, das beide Frauen aus eigener Anschauung kennen. Schon das Unterfangen, sich gemeinsam an einen Tisch zu setzen (an den „mittleren Tisch der mittleren Reihe“)<sup>28</sup>, bereitet Schwierigkeiten.

Eine Verlegenheitsgeste Anitas eröffnet das Gespräch. Sie weist wohl auf die Distanz der beiden Frauen hin, der kleinen und wendigen und der schönen und sonderbaren. Der folgende Gesprächsschritt besteht aus einer dreifach gestuften Partikelfolge: Die Partikel *ja*, die den Beginn des Gesprächs indiziert, die GESPRÄCHSBEREITSCHAFT also anzeigt, folgt die Partikelkombination *na ja*, die ZÖGERLICHKEIT ausdrückt und darauf weist, daß das Gespräch wohl geführt werden müsse, und dem sich

das Adverb *endlich* anschließt, das das Ende einer langen ERWARTUNG ausdrückt. Der erste Gesprächsschritt hat eine triadische Handlungsstruktur, die eine unruhige und widersprüchliche Bewegung nachzeichnet: Von der Bereitschaft zu sprechen (*ja*) zur zögerlichen Hinwendung (*na ja*) zur emphatischen Markierung, daß die Zeit des Wartens vorbei sei (*endlich*). Der sich anschließende Gesprächsschritt Ursulas ist gleichfalls triadisch, strukturell demnach ein Echo des ersten. Inhaltlich führt er weiter: Drei Sprechhandlungen füllen den Gesprächsschritt aus: eine AUFFORDERUNG (*Setzen Sie sich.*), ein VORSCHLAG (*Oder setzen wir uns.*) und eine FRAGE (*Wo wollen Sie sitzen?*). Auch die Bewegung dieser Handlungen ist bemerkenswert. Die Einflußnahme Ursulas auf Anita wird fortschreitend merklich reduziert. Der eher harschen Aufforderung (*Sie sich*) folgt ein Vorschlag zur gemeinsamen Handlung (*wir uns*). Am Ende dieser Folge steht eine eher höfliche Frage. Anita jedoch verweigert die Antwort, d. h. beantwortet „teilresponsiv“ die Frage mit einer GEGENFRAGE (*Wen wollen Sie sehen?*). Das kann man als eine Form der Höflichkeit auslegen, muß man aber auch als Versuch werten, die Dominanz (Anita hat das Gespräch eröffnet) zu behalten. Ursula verweigert sich „nicht responsiv“ der Gegenfrage Anitas und übernimmt weiter die Initiative, indem sie mit einer AUFFORDERUNG (*Sitzen Sie hier*) und einer FESTSTELLUNG (*setz ich mich dorthin*) die „Sitzordnung“ aktiv gestaltet. Diese Initiative wird von Anita mit einem elliptischen *Mir egal* quittiert, das ZUSTIMMUNG UND MARGINALISIERUNG zugleich ausdrücken soll. Im nächsten Gesprächsschritt gibt Ursula eine BEGRÜNDUNG für ihre Platzwahl, wird aber von Anita unterbrochen - der „Hemmstrich“ wird auch am Ende des 20. Jahrhunderts noch als Notationszeichen für die Unterbrechung verwendet. Indem Anita einem Teil des Gesprächsschritts Ursula aufnimmt (*den Blick*) und ihrerseits ergänzt (*ins Freie*) und zu einer FRAGE formt, reißt sie die Initiative wieder an sich. Ursula handelt im Folgenden zwar responsiv, BEANTWORTET aber die Frage nicht im Sinne Anitas. Ihr *Nein, andersherum* läuft der Erwartung Anitas zuwider. Im übrigen



schließt dieser Gesprächsschritt Ursulas, der parallel zum ersten Gesprächsschritt Anitas wiederum dreifach strukturiert ist, die Gesprächseröffnung ab (zusammen mit der Regieanweisung *Sie setzen sich*): Die Gesprächspartner haben eine wechselseitig akzeptierte Sitzordnung erreicht. Mit dem inhaltlichen Teil der Frage *Sie kennen also Feuerland?* beginnt die Gesprächsmitte. Die Differenzierung dieser beiden Gesprächsphasen erfolgt also *i n n e r h a l b* eines Gesprächsschritts.

Diese Interpretation, welche die Handlungs- und Bedeutungskonstitution nachzeichnet und Hinweise gibt zur Konstitution sozialer Identität und zur Gesprächsorganisation,<sup>29</sup> müßte nun noch einmal durchlaufen werden, wenn man begründet annehmen kann, daß Feuerland für Deutschland steht. Zwei deutsche „Schwestern“ als Repräsentanten der beiden Deutschlands (Ursula, die Bärin aus dem Osten; Anita, die Begnadete aus dem Westen) suchen einen Platz „am mittleren Tisch der mittleren Reihe“ (im Land in der Mitte), um über das nun gemeinsame Feuerland-Deutschland zu sprechen und zu verhandeln. Jeder Gesprächsschritt, ja jede Sprechhandlung erhalte im Kontext dieser Annahme eine tiefere Bedeutung, die sich auch aus der Geschichte der beiden Staaten herleitet: *Ja. Na ja. Endlich.*

## Fazit

Gesprächsforschung ohne historische Dimension kann nur darstellen, nicht erklären. Schon die Entwicklung einer dialogischen Sprachtheorie ist nur im historischen Kontext möglich. Gegenwärtige Gespräche ruhen auf der Gesprächserfahrung der Vergangenheit auf. Die Analyse muß das kalkulieren und die Gesprächspraxis der Gegenwart als eine historisch gewordene begreifen und erklären. Der Gesprächsforschung ohne historische Dimension droht Blindheit.

Literarische Dialoge sind entworfen und als solche aus unmittelbaren Handlungszusammenhängen entlassen. Sie sind Ausdruck „verdichteter“ Kommunikationserfahrung und weisen insofern über sich hinaus, haben mithin einen doppelten Boden. Der Gesprächsforschung, welche die Erfahrung literarischer Dialoge megiert, droht Leere.

## Anmerkungen

- <sup>1</sup> Abhandlung über den Ursprung der Sprache [...] von Herrn Herder. (1771). In: W. Proß, J. G. Herder. Abhandlung über den Ursprung der Sprache. Text, Materialien, Kommentar. München o. J., S. 41.
- <sup>2</sup> A. a. O., S. 69.
- <sup>3</sup> Wilhelm v. Humboldt, Über das vergleichende Sprachstudium in Beziehung auf die verschiedenen Epochen der Sprachentwicklung. In: W. v. H., Schriften zur Sprachphilosophie. Darmstadt 1963, S. 2.
- <sup>4</sup> A.a.O. Vgl dazu J. Trabant, W. v. Humboldt, Jenseits der Gränzlinie. In: J. Gessinger u. W. v. Rahden (Hrsg.), Theorien vom Ursprung der Sprache. Bd. 1. Berlin, New York 1989, S. 498-522.
- <sup>5</sup> J. Trabant a.a.O., S. 507.
- <sup>6</sup> A.a.O., S. 516.
- <sup>7</sup> W. v. Humboldt, Über den Dualis. In: (s. Anm. 3), S. 137 f.
- <sup>8</sup> A. a. O., S. 138.
- <sup>9</sup> A.a.O.
- <sup>10</sup> A.a.O.
- <sup>11</sup> A.a.O., S. 139.
- <sup>12</sup> Hierzu vgl. Helmut Henne/Helmut Rehbock, Einführung in die Gesprächsanalyse. 2. Aufl. Berlin, New York 1980, S. 12 f.; Armin Burkhardt, Der Dialogbegriff bei W. V. Humboldt. In: Rudolf Hoberg (Hrsg.), Sprache und Bildung. Beiträge zum 150. Todestag W. V. Humboldts. Darmstadt 1987, S. 141-173.
- <sup>13</sup> Vgl. dazu H. Henne/H. Rehbock (anm. 12), S. 261 f.
- <sup>14</sup> Hamburgische Dramaturgie. Bd. 2. 59. Stück, S. 32. In: G. E. Lessings sämtliche Schriften. Hrsg. v. K. Lachmann u. F. Munder. Bd. 10. Stuttgart 1894.

- 15 A.a.O.
- 16 Unterbrechung im Dialog. In: G. E. Lessing, (Allgemeine Bemerkungen.) In: (s. Anm. 14), Bd. 15. Stuttgart 1900, S. 59.
- 17 Vgl. dazu Anne Betten, Sprachrealismus im deutschen Drama der siebziger Jahre. Heidelberg 1985, S. 150-158.
- 18 Aus: Minna von Barnhelm oder Das Soldatenglück. Ein Lustspiel in fünf Aufzügen. Verfertigt im Jahre 1763. In: Gotthold Ephraim Lessing. Werke 1767-1769. Hrsg. von Klaus Bohnen. Frankfurt/M. 1985, S. 42.
- 19 Grammatisch-kritisches Wörterbuch der Hochdeutschen Mundart. (...) Zweyter Teil. Leipzig 1796, Sp. 208. - Diese Semantik müßte sicher in einem „Stellenkommentar“ erläutert werden. Diese Erläuterung fehlt in der kritischen Ausgabe des „Deutschen Klassiker Verlags“ (1985).
- 20 Im 15. Auftritt des 5. Aufzuges macht Francisca ernst: Sie verbindet sich dem Wachtmeister. „*Francisca vor sich*: Ja gewiß, es ist ein gar zu guter Mann! - So einer kömmt mir nicht wieder vor. - Es muß heraus! *schüchtern und verschämt sich Wernern nähernd*: Herr Wachtmeister -“ Die Angaben zu Gestik und Mimik stehen im Widerspruch zu Franciscas Worten und ihrer Burschikosen Art. Gestik und Mimik zeigen an, daß Francisca bewußt ist, daß sie nun eine bestimmte Rolle spielen muß.
- 21 Hamburgische Dramaturgie a.a.O. (s. Anm. 14).
- 22 Zweyte [...] Auflage Leipzig 1790, S. 388.
- 23 Wilfried Barner (u. a.), Lessing. Epoche - Werk - Wirkung 3. Aufl. München 1977 S. 165.
- 24 Aus: Anekdoten Lexikon. Erfurt (1842-1844), S. 111.
- 25 Aus: Botho Strauß, Schlußchor. Drei Akte. München 1991.
- 26 A.a.O., S. 71.
- 27 A.a.O.
- 28 A.a.O., S. 74.
- 29 Zu diesen drei Ebenen der Interaktionskonstitution vgl. Henne/Rehbock (vgl. Anm. 12), S. 279 f. - Zur literarischen Gesprächsforschung insgesamt vgl. den Überblick und Forschungsbericht von Anne Betten, Analyse literarischer Dialoge. In: G. Fritz u. F. Hundsnurscher (Hrsg.), Handbuch der Dialoganalyse, S. 519-544.



## ZUSTIMMEN UND WIDERSPRECHEN - ZUR GESPRÄCHSANALYSE VON PROBLEM- UND KONFLIKTGESPRÄCHEN

### 1. Gegenstand und Ziel

In allen auf die Bewältigung von Problemen und Konflikten mit argumentativen Mitteln zielenden Kommunikationsformen spielen Sprechhandlungen des Zustimmens und Widersprechens eine Schlüsselrolle. Verlauf und Dynamik der Interaktion werden in solchen Gesprächen dominant durch Vorgänge wie die Ankündigung, das Entfalten und das Aufgeben von Widerstand, die Herstellung von Konsensbereitschaft oder das Resignieren angesichts der Unverrückbarkeit gegnerischer Positionen geprägt. In solchen Kontexten sind Zustimmung und Nicht-Zustimmung im Rahmen des dominanten Handlungszusammenhanges zentrale Handlungsfunktionen (vgl. u.a. Kallmeyer 1995; Kallmeyer/Schmitt 1995; Nothdurft 1995 u. Hg. 1995). Das führt u.a. dazu, daß die Beteiligten auch auf den ersten Blick neutral erscheinende Äußerungen der anderen sehr aufmerksam daraufhin interpretieren, ob sie ggf. nur angedeutete oder verdeckte Hinweise auf Zustimmung oder Widersprechen beinhalten.

Für die Formulierung von Zustimmung und Widersprechen gibt es eine Reihe geläufiger Muster, z.B. für das Abwägen von Positionen, Zurückweisen und Richtigstellen von Behauptungen, das Einräumen und Einlenken. Eines dieser Muster soll hier zum Gegenstand genommen werden: die Kombination von Zustimmung (Einräumung) und Nicht-Übereinstimmung (Widersprechen bzw. Bekräftigen der eigenen Position). Charakteristisch für diese Kombination von Aktivitäten ist die Verknüpfung JA

bzw. ZWAR - ABER, d.h. eine spezifische semantisch-pragmatische Verbindung, die sprachlich unterschiedlich realisiert werden kann.

Das Muster soll an einem ersten Beispiel demonstriert werden, das aus der Aussprache von vier Freunden stammt. Sie haben eine zeitlang gemeinsam das Projekt entwickelt, eine Wohngemeinschaft zu gründen, u.a. um dort Heimkinder zu erziehen; zwei Beteiligten erscheint der Plan jetzt als zu verpflichtend, sie wollen sich zurückziehen. In dem Gespräch „Wohngemeinschaft“ erläutern sie ihren Partnern diese Absicht. Im Anschluß an den ersten „Aussteiger“ stellt H seinen Sinneswandel dar; der Anfang seiner langen Äußerung lautet (vgl. die Transkriptionshinsweise im Anhang):

128 H: ja ich meine das- \* stellt sich \* es stellt sich

129 H: für mich \* die situation ziemlich ähnlich dar↓ \*

130 H: von- \* von der- \* vom konze“pt der hei“merziehung

131 H: her gesehen \* ist natürlich der vo“rschlag oder

132 H: die idee“ \* wahnsinnig gut↓ wahrscheinlich die

133 H: die \* optimalste form \* überhaupt \* der

134 H: heimerziehung \* ja↑ die man sich vorstellen kann \*\*

135 H: also das projekt find ich ausgezeichnet↓ \*\*

136 X: RÄUSPERT SICH

137 H: aber \* <ja↑ wenn i“ch jetzt aber- \* ich persönlich

138 H: dran teilnehmen \* müßte↓ \* > (ja) sollte \*

139 H: würde \* was auch immer < \*\* das gi'ng \* das ging

140 H: von mir au=aus de'r perspektive heraus nicht \* und \*

(Wohngemeinschaft 1)

Die Äußerung hat auf der obersten Gliederungsebene drei Strukturteile:

- Einleitung mit der Einführung eines Themas „Wie ich die Situation sehe“ (Z. 128-129) ; *ziemlich ähnlich* bezieht sich auf die vorausgehende Stellungnahme seines Freundes.

- „Zustimmung“ (JA/ZWAR; Z. 130-135). Diese Teiläußerung enthält eine ausdrücklich positive Bewertung des Projekts (*vorschlag/idee/projekt*). Als Zustimmung ist diese Bewertungsaussage aufgrund der Kontextualisierung zu interpretieren: H kann als fraglos unterstellen, daß die Adressaten weiterhin das Projekt befürworten; mit dem Ausdruck *vorschlag* wird impliziert, daß H den Adressaten gleichsam die primäre Trägerschaft der Idee zuschreibt. Indem H dem impliziten Bezug auf die Adressaten als die Partei der Projektbefürworter und den expliziten Bezug auf sich selbst an die Seite stellt, betont er die Gemeinsamkeit der persönlichen Auffassungen.

- „Nicht-Zustimmung“ (ABER; ab Z. 137). Der am häufigsten in diesem Zusammenhang verwendete Konnektor ist zweifellos *aber*; daneben erscheinen Formen wie *nur*, *bloß*, seltener auch *trotzdem* oder *jedoch*, sowie Kombinationen mit *aber*. Im Unterschied zu ersten Teil des paarigen Konnektors *zwar - aber*, der nur in relativ wenigen Fällen erscheint (die Zustimmung wird typischerweise durch Formen wie im vorliegenden Beispiel ausgedrückt), ist eine Realisierung der ABER-Relation durch einen Konnektor (am Satzanfang oder in Binnenstellung) die Regel und fehlt nur unter ganz speziellen Bedingungen (vgl. weiter unten).

Derartige Verknüpfungen vom Typ JA-ABER sind eine spezifische Ausprägung eines zugrundeliegenden Formativs (Bildungsmusters) für Äußerungen mit mehreren (zwei) Teiläußerungen, die in einer semantisch-pragmatischen Oppositionsbeziehung stehen. Andere Typen sind z.B. EINERSEITS-ANDERERSEITS und NICHT-SONDERN.

Im folgenden behandle ich vor allem Fragen, die sich auf die spezifischen Formulierungsanforderungen bei Äußerungen mit interner Fokusopposition (JA-ABER und verwandte Formen) beziehen. Im einzelnen geht es dabei um:

- den theoretischen Rahmen für „Formulieren im Gespräch“;
- die sozialen Implikationen von Zustimmung und Nicht-Zustimmung, die mit Höflichkeit, Reziprozitätskonstitution und der gesellschaftlichen Präferenzordnung zusammenhängen;
- spezifische Formulierungsverfahren bei der Wahl und der Realisierung des JA-ABER-Formativs.

## 2. Der theoretische Rahmen für „Formulieren im Gespräch“

Formative sind durch eine Reihe von Eigenschaften bestimmt, die in einem erweiterten Sinne grammatisch sind: Sie strukturieren Äußerungen als „Äußerungen in der Interaktion“ (zu konversationsanalytischem Ansatz insgesamt und die Vorstellung einer „Grammatik-für-Interaktion“ vgl. zusammenfassend Kallmeyer 1988). Äußerungsformative und ihre Subtypen sind als Standardlösungen für bestimmte Aufgaben bzw. Probleme der Interaktionskonstitution und der Äußerungsformulierung unter Interaktionsbedingungen anzusehen. Die hier präsentierten Überlegungen stehen im Rahmen der Entwicklung einer Formulierungstheorie auf interaktionstheoretischer Grundlage. Aus Platzgründen beschränke



ich mich auf eine kurze Skizze einiger Komponenten am Beispiel der JA-ABER-Konstruktion (vgl. insgesamt: Kallmeyer et al. i.V.).

- (1) Mit der Formulierung von Äußerungen sind grundsätzlich zumindest folgende allgemeine Anforderungen verbunden:
  - Fokussierung, d.h. die Markierung des Kernbereiches der Mitteilung;
  - Kontextualisierung, d.h. die Einordnung der Äußerung in den Interaktionszusammenhang und übergreifende Zusammenhänge;
  - Konturierung, d.h. die Markierung des Zusammenhanges und der Grenzen der Äußerung als erkennbare Gestalt;
  - Modalisierung, d.h. die Markierung des Geltungsstatus der Formulierung.
  
- (2) Das Formativ für Äußerungen mit interner Fokusopposition (FokOpp) ist gekennzeichnet durch:
  - Mehrteiligkeit, d.h. es gibt mindestens zwei Teiläußerungen mit relativer Selbstständigkeit und eigener Einheitenkonturierung;
  - Verknüpfung der Teiläußerungen durch semantisch-pragmatische Operatoren;
  - Positionenbezug, d.h. die Kontextualisierung der Aussagen nach einem Schema der Unterscheidung von argumentativen Positionen und ihrer personalen Zuschreibung (am häufigsten: Fremdposition vs. Eigenposition);
  - Relative Gewichtung der Einzelfoki, d.h. die Einführung einer Relevanzabstufung im Hinblick auf die Bestimmung des Hauptfokus der Äußerung.

Mit der Wahl eines Formativs bzw. eines Subtyps sind als Konsequenz bestimmte Spezifizierungen der allgemeinen Konstitutionsaufgaben verbunden. Mit der Formulierung von komplexen Äußerungen mit semantisch-pragmatischen Kontrast- und Oppositionsbeziehungen

zwischen den Äußerungsteilen stellt sich z.B. in spezifischer Weise das allgemeine Problem der Formulierung mehrteiliger Äußerungen: Sie müssen trotz ihrer Komplexität, die vielfach im Verlauf der Äußerungsproduktion wuchert und außer Kontrolle zu geraten droht, als Einheit erkennbar gemacht werden, und zwar so, daß die Beziehung der einzelnen Teile zueinander hinsichtlich der thematischen Verknüpfung und der relativen Gewichtung in Bezug auf die Gesamtaussage deutlich werden.

- (3) Für die kontextflexible Bearbeitung der spezifizierten Aufgaben der Äußerungskonstitution werden Formulierungsverfahren eingesetzt, die in der Art von routinisierten Lösungsstrategien sprachliche Ausdrucksmittel funktional organisieren.

Im folgenden möchte ich auf einige Eigenschaften des JA-ABER-Formativs und damit zusammenhängende Anforderungen an die Formulierung sowie darauf bezogene Formulierungsverfahren kurz hinweisen. In Kap. 4 werden dann einige spezifische Formulierungsverfahren für die Realisierung des JA-ABER-Formativs analysiert.

## 2.1. Kontrastive/oppositive Verknüpfungen

Gängigerweise werden als Grundrelationen der Verknüpfung u.a. unterschieden: Konjunktion (auch bezeichnet als: Adjunktive Verknüpfung, UND-Klasse), Disjunktion (auch: Alternative Konjunktionen, ODER-Klasse) und Kontrajunktion (auch: Adversative Verknüpfung, ABER-Klasse). Für die Konstitution der Fokus-Opposition in Fok-Opp-Formativen spielt in erster Linie Kontrajunktion eine Rolle (vgl. dazu Lang 1977; König/Eisenberg 1984; Pasch 1994).

Man kann die Beziehungen zwischen den verschiedenen Verknüpfungsformen mithilfe differenzierender Merkmale darstellen. Die wichtigsten



X - DAGEGEN Y

X - WÄHREND Y

JA/ZWAR X - ABER Y NICHT X - SONDERN Y

OBWOHL X - TROTZDEM Y NICHT X - STATTDESSEN Y

X - UND TROTZDEM Y STATT X - Y

X - UND DOCH Y

WENN AUCH X - SO DOCH Y

### Umkehrung der Abfolge:

Y - OBWOHL X

Y - UND NICHT X

Y - WENN AUCH X

Y - STATT X

### Graduierung:

Ergänzung: AUCH

Steigerung: SOGAR, VIELMEHR, EHER

Einschränkung NUR, (NICHT) SO SEHR, WENIGER, KAUM

Z.B. in Kombination mit NICHT - SONDERN:

NICHT NUR X - SONDERN AUCH Y

NICHT SO SEHR - SONDERN VIELMEHR

- SONDERN SOGAR

Bei der Markierung von oppositiven Relationen können Partikeln und ggf. Adverbien Konjunktionen ergänzen bzw. bei nicht-obligatorischer Verwendung von Konjunktionen auch ersetzen. Dabei ist formale Übereinstimmung bei veränderter Stellung möglich wie bei „aber“ in Erstposition als Konjunktion und „aber“ in Binnenstellung als Partikel. Fok-Opp-Verknüpfungen sind teilweise auch ohne Konnektoren auszudrücken, z.B. durch asyndetische Juxtaposition.

Den Kernbereich der Fok-Opp-Verbindungen machen die Kontrajunktionen aus, aber die anderen sind ebenfalls unter bestimmten Umständen zu Fok-Opp-Verbindungen zu verwenden. So kann UND zur Verbindung von inkompatiblen Junkten verwendet werden: „Zu spät nach Hause kommen und dann ein warmes Essen wollen!“ oder „Sie hat Pfälzer Füße und will Pariser Schuh“. Es gibt eine enge Verwandtschaft von Fok-Opp-Äußerungen zu kontrastiven Vergleichen („Früher war X - Heute ist Y“; „wenn wir X - machen die Y“), die aufgrund ihres Inhalts und kontextuell Inkompatibilität beinhalten können.

Eine vergleichbare Nähe besteht zwischen oppositiven Verknüpfungen und ODER-Äußerungen. Exklusives ODER kann durch Hochstufung des zweiten Junktes mit einer Geltungsgewichtung versehen werden, die der Verknüpfung kontrajunkten Charakter gibt (in Annäherung an NICHT-SONDERN). Manifeste Potentialisierung zeigt die Nicht-Entscheidung von Geltungsfragen an, z.B. in „VIELLEICHT X - VIELLEICHT AUCH Y“ oder Varianten davon wie „KANN SEIN - KANN AUCH NICHT/ANDERS SEIN. Derartige Äußerungen bekommen oppositiven Charakter, wenn das erste Konjunkt Bezug nimmt auf eine im Kontext etablierte Position (vor allem: eine Fremdposition), die eine entsprechende Geltungsentscheidung beinhaltet. Aufgrund der Kontextualisierung wird Fok1 als Zustimmungsverweigerung interpretiert, und Fok2 bekommt den Charakter einer hochgestuften kontrastiven ODER-Verknüpfung.

## 2.2. Relative Gewichtung

Zur relativen Gewichtung von Teiläußerungen tragen unterschiedliche Aspekte bei: die Verknüpfungsrelation, die Sequenzierung und die manifeste Relevanzmarkierung.

- (a) Die Formative enthalten aufgrund des Verknüpfungstyps eine relative Gewichtung der Aussagen. Diese resultiert aus der Geltungsbewertung. Manche Verknüpfungstypen sind in dieser Hinsicht für sich genommen neutral oder auch potentiell gleichgewichtig in dem Sinne, daß sie für den Ausdruck einer unentschiedenen Gewichtung benutzt werden können (EINERSEITS-ANDERERSEITS); andere beinhalten eine klare Relevanzabstufung wie JA-ABER. Bei bewerteten Disjunktionen hat die positiv bewertete Aussage das Fokus-Gewicht, bei WENN-DANN liegt das Gewicht auf DANN, d.h. dem Folge/Konsequenz-Teil.
- (b) Weiter ist die Sequenzierung mit einer „natürlichen“ Ordnung in der Wichtigkeit verbunden. Bei Fok-Opp-Äußerungen liegt das natürliche Schwergewicht rechts. So gibt es eine in diesem Sinne sequenziell begründete Erwartung, daß bei EINERSEITS-ANDERERSETIS-Formulierungen der zweite Teil die präferierte Position enthält.
- (c) Schließlich gibt es Verfahren der Relevanzmarkierung, die mit den beiden vorausgehenden Strukturierungen relativ frei kombinierbar sind:
- **Prosodie**, und zwar expressive Akzente sowie andere Mittel der Expressivität (höhere Tonlage, Lautstärke, große Tonhöhen-schwankungen, markante steigende und fallende Akzente); prosodische Konturierungen von Einheiten im Unterschied zu Verschleifungen von Einheitengrenzen.
  - **Adverbien** und **Partikeln**, wobei Indikatoren für die Modalität der Selbstverständlichkeit tendenziell (vor allem im Zusammenhang mit bestimmten prosodischen Merkmalen) rückstufend wirken.
  - **Hervorhebungsstrukturen** wie Herausstellungen, Ankündigungen usw.

- **Expansion und Reduktion**, wobei Expansionen, d.h. die Fortsetzung (Themafortsetzung) oder die Auffüllung von Konstruktionsrahmen (komplexere NPs, Gliedsätze usw.) hochstufend wirken.

Das Ausgangsbeispiel zeigt u.a. die Anwendung eines spezifischen Verfahrens der Relevanzsetzung, das man als sukzessive Teilfokussierung bezeichnen kann. Nach dem Einräumungsteil, der für sich durch die Expansionen und die Akzentuierung bereits eine relativ starke Relevanzsetzung trägt, verlangsamt H das Formulierungstempo durch eine schubweise Äußerungsproduktion in der Form, daß ein im ersten Angang durch Akzentuierung fokussiertes Element (wie *aber*, *ich* oder *ging*) im Folgesegment in nicht-fokussierter Form wieder inkorporiert wird und die Fokussierungsmarkierung auf ein neuen Element wandert. In der Wiedergabe sind zusätzlich zu den besonders auffälligen expressiven Akzenten auch Akzente von normaler Stärke durch Apostroph markiert:

a'ber \*

<ja↑ wenn i"ch jetzt aber- \*

ich persönlich dran teil'nehmen \* müßte↓ \*

>(ja) sollte \* würde \* was auch immer < \*\*

das gi"ng \*

das ging von mir au=aus de"r perspektive heraus nicht \*

Dieses Formulierungsverfahren („zwei Schritt vor, einen zurück“) bewirkt eine sehr deutliche Relevanzsetzung am Übergang zum ABER-Teil.

## 2.3. Äußerungsinterne Projektion als Mittel der Einheitenbildung

Bei komplexen Äußerungen mit internen Zäsuren, die als Stellen des zulässigen Sprecherwechsels interpretiert werden können, unterliegen die Sprecher der spezifischen Anforderung, ihr Rederecht dadurch zu sichern, daß sie die Fortsetzung ihrer Äußerung frühzeitig durch eine Projektion erwartbar machen (zur reichhaltigen konversationsanalytischen Literatur zur Organisation des Sprecherwechsels vgl. Kallmeyer 1988). Manchmal wird bei Äußerungen mit oppositiven Verknüpfungsformen die Verknüpfung erst nachträglich hergestellt, wenn der Sprecher eine nicht geplante Expansion nachschiebt. Viel häufiger ist aber, daß die Fortsetzungserwartung frühzeitig angelegt ist. Dabei müssen nicht notwendig Konnektoren (erste Elemente von paarigen Konnektoren) verwendet werden. Vielmehr geht dies z.B. bei JA-ABER auch mit anderen Mitteln. Eingesetzt werden zu diesem Zweck eine Reihe von Verfahren der Zustimmungseinschränkung. Diese operieren jeweils über unterschiedlichen Eigenschaften der Verknüpfung und nehmen auf unterschiedliche Kontextbedingungen Bezug:

- Potentialisierung: „das kann so sein“ oder „vielleicht hast du recht“ (Geltung);
- Fraglosigkeit: „sicher“, „natürlich“ (Geltung);
- Generalisierung: „im allgemeinen ist das so“ (Geltungsbereich, Schlüssigkeit);
- Partikularisierung: „in diesem Fall ist das richtig“ (Geltungsbereich, Schlüssigkeit);
- Aktualisierung: „zum Teil hast du Recht“, „dem letzten Punkt stimme ich zu“ (Geltungsbereich);
- Globalisierung: „insgesamt“, „im großen und ganzen“ (Geltungsbereich);



- Perspektivierung: „so gesehen“, „von deinem Standpunkt aus“ (Geltungsbereich); das ist das markante Verfahren im Ausgangsbeispiel (vom Konzept der Heimerziehung her gesehen);
- Bagatellisierung: starke Relevanzrückstufung u.a. durch die Modalität der Fraglosigkeit in Kombination mit einer prosodischen Dämpfung durch leises, schnelles, akzentarmes und intonatorisch flaches Sprechen (Engagement).

Diese Verfahren machen jeweils ein kontrastierendes Pendant im Hauptfokus erwartbar: Generalisierung nach Partikularisierung und umgekehrt, einen markanten Geltungsanspruch oder eine manifeste Problematisierung nach Potentialisierung oder Fraglosigkeit, ein kontrastierender Aspekt oder Globalisierung nach Aktualisierung, eine kontrastierende Perspektive nach Perspektivierung und eine manifeste Relevanzsetzung („entscheidend ist“; „der Punkt ist“; „worauf es ankommt“) nach Bagatellisierung. In diesem Sinne ist also in den meisten Fällen schon eine spezifizierte Erwartung für die Konstruktion der Opposition geschaffen. Auch H folgt im Ausgangsbeispiel diesem Verfahren: Nachdem er im Einräumungsteil mit der Perspektivierung eine personenunabhängige, theorieorientierte sozialpädagogische Sicht hervorgehoben hat, ist der Spielraum für die Oppositionsbildung begrenzt, wenn auch nicht auf die eine Möglichkeit beschränkt, von der H dann Gebrauch macht („wenn ich persönlich dran teilnehmen sollte“).

### 3. Zu den sozialen Implikationen von Zustimmung und Nicht-Zustimmung

Nicht-Übereinstimmung ist zwar in vielen Handlungssituationen der erwartbare Normalfall, aber sozial- und kommunikationsstrukturell proble-

matisch. Dementsprechend gibt es relativ starke Kommunikationsregeln für den Umgang mit Nicht-Übereinstimmung. Dazu gehören einmal die Höflichkeitsregeln, wie sie in der Anthropologie und in deren Folge auch in der Linguistik behandelt worden sind sowie der kommunikationsstrukturelle Ansatz der soziologischen Konversationsanalyse.

(a) Die anthropologische Face-Theorie (Goffman 1967 u. 1971; Brown-Levinson 1987) unterscheidet positives und negatives Face; die Ausdrücke „positiv“ und „negativ“ beziehen sich dabei auf die Aktivitätsform: „Positiv“ heißt „durch aktive Steigerung des Status des Adressaten“ durch zusätzliche Handlungsanstrengungen der Ehrerbietung, und „negativ“ heißt „durch Unterlassung von Beeinträchtigungen seines Handlungsspielraumes“ (Respekt). Je nach Bewertung der Face-Bedrohung mit unterschiedlichen Strategien zwischen „offen und direkt Ausführen“ bis zu „vermeiden“; die meisten Höflichkeitsstrategien liegen dazwischen. Das Ausgangsbeispiel zeigt im JA-Teil eine Strategie positiver Höflichkeit. Mit Formulierungen wie *ist natürlich der vorschlag oder die idee \* wahnsinnig gut* ↓ oder *also das projekt find ich ausgezeichnet* ↓ betont der Sprecher die Gemeinsamkeit von Auffassungen mit den Adressaten und damit eine Konvergenz der Perspektiven (bei Brown/Levinson 19XX, S. 102 bezeichnet als: „claim common ground“, spezifiziert als „claim common point of view/opinions/attitudes“).

Für JA-ABER-Äußerungen mit einem Positionenbezug nach dem Muster JA-Fremdposition + ABER-Eigenposition gibt es eine typische Verteilung von Höflichkeitsformen: positive Höflichkeit im JA-Teil und negative Höflichkeit im ABER-Teil. Diese Verteilung liegt in der Affinität von Zustimmung und gesteigerten Anstrengungen der Ehrerbietung einerseits und Durchsetzen der eigenen Position gegen den Adressaten und Strategien der Zurückhaltung und Vorsicht begründet. Allerdings ist die Beschreibung nur unter dem Gesichtspunkt von Höflichkeitsstrategien sicher unzureichend. Die Betonung der eigenen positiven Sicht des Projekts hat auch Legitimationsfunktion. Eines der größten Handlungsprobleme

der „Aussteiger“ ist es, den Sinneswandel plausibel zu machen und dem Verdacht zu entgehen, daß sie schon vorher nicht ernsthaft bei der Sache gewesen und insofern mit den Interessen ihrer Partner möglicherweise leichtfertig umgegangen seien.

(b) Die Konversationsanalyse hat zur Darstellung des gesellschaftlichen Umgang mit Übereinstimmung und Nicht-Übereinstimmung das Konzept der Präferenzordnung entwickelt (Sacks 1987). Danach ist gesellschaftlich aus Gründen des sozialen Zusammenhalts und der erforderlichen komplexen Kooperation grundsätzlich Zustimmung gegenüber Nicht-Zustimmung präferiert. Präferenz wird in diesem theoretischen Zusammenhang als soziale Regel für die Rangordnung zwischen Handlungsalternativen in definierten Kontexten verstanden. Präferenz bedeutet dabei nicht, daß nicht-präferierte Handlungen nicht ausgeführt würden, sondern daß sie als nicht-präferiert markiert werden; d.h. die Akteure zeigen, daß sie unter Berücksichtigung der Präferenzordnung handeln. Zu den allgemeinsten Verfahren der Markierung von Präferenz und Dispräferenz gehört, daß präferierte Aktivitäten einfach und direkt realisiert werden, gleichsam unmarkiert, während dispräferierte Aktivitäten markiert werden durch einen zusätzlichen Aufwand. Dieser wird realisiert durch Aufschieben, Rahmung (hedging), Abschwächung und Kommentare (Erklärungen und Rechtfertigungen). Die beiden Ansätze zur Höflichkeit und zur Präferenzordnung haben eine unterschiedliche theoretische Orientierung, aber konvergieren in bestimmten Bereichen. So entspricht die Markierung von dispräferierten Aktivitäten bestimmten Strategien der negativen und der positiven Höflichkeit.

Die Sequenzierung im Oppositions-Format JA-ABER - Zustimmung vor Nicht-Zustimmung ist ebenso auf die Präferenz für Zustimmung gegenüber Ablehnung zurückzuführen wie der zusätzliche Einsatz von Formulierungsverfahren der Dispräferenz-Markierung bei der Ausgestaltung des Formativs.

Die skizzierte Präferenzordnung ist kontextspezifisch veränderbar (vgl. auch Bilmes 1988). So gilt z.B. in der Kontroverse eine Umkehrung der Präferenzordnung - Widerspruch hat Vorrang und wird nicht als dispräferiert markiert (vgl. dazu Kotthoff 1993; zu kontroversen bzw. aggressiven Formen der Auseinandersetzung vgl. auch Kallmeyer/Schmitt 1995).

## 4. Gesteigerte Vorsicht: Aufschieben und Vermeiden von ABER

Im folgenden behandle ich vor allem Fragen, die sich auf die spezifischen Formulierungsanforderungen bei Äußerungen mit interner Fokusopposition (JA-ABER und verwandte Formen) beziehen. Ich beschränke mich dabei auf die Verwendung solcher Äußerungsmuster im Rahmen einer durch Kooperativität und wechselseitige Schonung geprägten Interaktionsmodalität, für welche die Präferenz für Zustimmung uneingeschränkt gilt.

Das JA-ABER-Formativ inkorporiert als solches schon eine Berücksichtigung der Präferenzordnung. In allen folgenden Beispielen unternehmen die Sprecher zusätzliche Anstrengungen, um die Markierung des ABER-Teils als dispräferierte Aktivität zu steigern, ABER ganz zu vermeiden oder die brisante oppositive Aussage implizit zu lassen.

### 4.1. Vom Dilemma zur Entscheidung

Das folgende Beispiel stammt aus einem Rollenspielexperiment, bei dem die Problemsituation aus dem Gespräch „Wohngemeinschaft“ nachgebildet und zugespitzt wurde. Die Versuchsperson, eine Studentin, hatte ihrer Freundin zu erklären, daß sie den fest geplanten gemeinsamen Urlaub wegen eines neuen Freundes absagen will. Die Äußerung zeigt eine typische,

in vielen vergleichbaren Fällen beobachtete Strategie, mit der Darstellung der Dilemma-Situation zu beginnen und ansatzweise den Entscheidungsprozeß in der Äußerung abzubilden. Die zunächst begonnene Realisierung des JA-ABER-Formativs bricht die Sprecherin am Beginn des ABER-Teils ab. Offensichtlich ist der ABER-Teil noch nicht hinreichend als dispräferierte Aktivität gekennzeichnet. Durch eine zweifache Reparatur des Übergangs zu ABER markiert die Sprecherin diesen Schritt als „(zu) schnell“; sie erreicht eine wirksame Markierung der Dispräferenz durch das Aufschieben und die spezifische Rahmung (Dilemma mit Entscheidungszwang) der Mitteilung des ausschlaggebenden Gesichtspunktes:

- 1 →weißt du das is ja
- 2 im moment is des natürlich ne dumme situation↓
- 3 ich bin so← zwischen zwei stühlen↓
- 4 ich \* möchte natürlich \* ähm immer noch mit dir wegfahrn↓ \*
- 5 aber dann \*
- 6 auf der andern seite ist da eben der Michael
- 7 und mit dem möchte ich auch zusammen sein↓ \*
- 8 und äh/ ähm \*\*
- 9 ich möchte ich möchte euch bei“de nich enttäuschen
- 10 aber des des geht irgendwie nicht weißt=e
- 11 wenn ich jetz \* wenn ich jetz mit dir wegfahr \*
- 12 weil ich des versprochen hab
- 13 dann \*\* dann is der Michael auch ganz arg enttäuscht
- 14 wei“l: weil er auch zeit mit mir verbringen will↓

Die Äußerung hat im einzelnen folgende Struktur:

- Z. 1-3: Thematisierung des Dilemmas durch negative Bewertung (*dumme situation*) und *zwischen zwei stühle* als formelhafter Ausdruck für zwei unvereinbare Ziele oder Anforderungen.

- Z. 4-5: Beginn einer rechts-gewichteten Verknüpfung vom Typ JA-ABER mit Einräumung (typische Markierung: *natürlich* als Markierung der Fraglosigkeit); der Beginn des ABER-Teils inkorporiert eine WENN-DANN-Struktur mit implizitem WENN: ABER-(WENN)-DANN; Abbruch.
- Z. 6-8: Fortführung im Sinne einer potentiell gleichgewichtigen Oppositionsstruktur vom Typ EINERSEITS-ANDERERSEITS. Die Gleichrangigkeit wird in der Formulierung durch *auch* markiert. Unklar ist, an welcher Stelle die korrigierende Reformulierung ansetzt: vor oder nach dem *aber*; syntaktisch und prosodisch ist beides möglich; in jedem Fall wird das *dann* ersetzt.
- Z. 9-10: Mit der Thematisierung des Dilemmas wird noch einmal die prinzipielle Gleichrangigkeit der Alternativen als Ausgangspunkt festgehalten; damit wird in einem zweiten Schritt der schnelle Übergang zu ABER in Teil 2 repariert. Die Folgeformulierung *aber des geht irgendwie nicht* impliziert den Entscheidungszwang damit wieder die Gewichtung der verknüpften Aussagen relevant.
- Z. 11-14: Durchführung der Gewichtung mit WENN-DANN-Formativ. Die Gewichtung des DANN-Teils als ausschlaggebend für die Entscheidung wird nicht explizit ausgesagt und nicht prosodisch besonders als Hauptfokus hervorgehoben, ist aber eindeutig aufgrund eher impliziter Eigenschaften:
  - (i) die voraufgehende Thematisierung des Entscheidungszwanges;
  - (ii) die Position, d.h. die in der Zweitposition inhärente relative Gewichtung als Hauptfokus;
  - (iii) die Einseitigkeit der Dilemmaexplizierung - nur die negativen Konsequenzen in der Beziehung zum neuen Freund werden thematisiert; das entspricht einer Relevanzsetzung durch Expansion;
  - (iv) Fortführung als zumindest mögliche Anknüpfung an ABER.

## 4.2. Von der Opposition zur alternativen Fokussierung

Das folgende Beispiel stammt aus einer Gesprächstherapie. Die Therapeutin (TP) hat initiiert, daß die Klientin (KL) ihr schwieriges Verhältnis zu ihrer sozialen Umgebung auf die Therapiesituation bezieht (*wie ist das denn hier mit uns*). In Reaktion auf die Auskünfte der Klientin insistiert die Therapeutin in einer therapie-typischen Form. Im Handlungsrahmen des Therapiegelgesprächs sind argumentative Auseinandersetzungen disfunktional; vielmehr geht es um die Entwicklung von veränderten Sehweisen. TP beginnt zunächst - als Ausdruck des Insistierens - mit JA-ABER, fährt dann bei der Explizierung der oppositiven Sachverhalte mit EINERSEITS fort, d.h. dem ersten Teil eines Formativs, das die größte Affinität zu Abwägungsprozessen hat, und vollzieht den Übergang zum Hauptfokus schließlich nicht als ANDERERSEITS, sondern als alternative Fokussierung:

807 KL: daß das viele leute tun↓ \*

808 TP: ja \*7\* ich glaub das kann ich

809 TP: verstehn also da kann ich verstehn daß auch so- \* auch

810 KL: ja

811 TP: unsere rollen da=n schutz für sie sind↓ \* ja↑ denn das

812 KL: stimmt

813 TP: is ja irgendwie schon ne- \* irgendwie eher

814 KL: hm↑ →natürlich hat das/ ach

815 TP: eindeutig definiert↓ \* ja \*\* aber trotzdem ich komme

816 KL: entschuldigung←

817 TP: trotzdem nochmal zurück ich mein- \* ähm- \*

818 TP: sie zeigen sich ja hier- \*\* ja von ihren schattenseiten↓ \*

819 TP: und nich von ihren schokoladenseiten↓ \*5\* so einerseits

820 KL:

HUSTET

821 TP: ham wir jetzt gesagt so die rolle- \* die rollen schützen↑ \*

822 TP: sie sind freiwillig gekommen↑ \* also ich bin nicht diejenige

823 TP: die auf sie zukommt und sie irgendwie kra“llt sondern sie

824 TP: sind zu mir gekommen und ham mir zu verstehen gegeben- \*

825 TP: ich möchte gerne etwas besprechen mir klarheit

826 TP: verschaffen↑ \* hilf mir ja↑ \* das verhindert auch so dieses

827 TP: zupackende und krallende↑ \*8\* ich häng irgendwie noch im

828 TP: kopp dran ja ich häng im kopp dran was es- \*4\* ob es noch

829 TP: andere- \* bedingungen gibt die die unsere situation hie“r

830 KL:

naja sicher wir

831 TP: anders macht↓ \* als das was sie sonst (...)

Die Wechsel des Formativs fallen jeweils mit langen Pausen zusammen:



- Z. 808-815: JA-Teil mit einer ausdrücklichen Bestätigung der Klientenaussage.
- Z. 815-819: ABER-Teil, deutlich markiert durch die Kombination mit *trotzdem*.
- Pause (\*5\*).
- Z. 819-827: Reformulierung des JA-Teils mit EINERSEITS.
- Pause (\*8\*).
- Z. 827-831: Fokuswechsel ohne Konnektor, aber deutlich als alternative Fokussierung markiert durch die Thematisierung der Aufmerksamkeitsausrichtung (*ich häng irgendwie noch im kopp dran*).

#### 4.3. Abschwächung des Übergangs zum ABER-Teil und Aussparen des brisanten Punktes

Das Beispiel stammt wieder aus dem Wohngemeinschaftsgespräch. Hs Freund T (der zweite „Aussteiger“) unternimmt zum dritten Mal den Versuch, den laufenden Handlungskomplex der Plausibilisierung und Legitimation des Ausstiegs abzuschließen und zu einer Beratung darüber überzugehen, wie die verbleibenden Interessenten die durch den Ausstieg entstandenen Probleme bewältigen können. Dieser Schritt ist brisant, weil bislang die Projektträger H und T noch nicht „entlassen“ haben. Ts Äußerung weist einen expandierten Einräumungsteil auf (der deutlich länger ist als der ABER-Teil):

363 T: ja was ich jetzt drau=naus wollte↓ ne↑ \*\* ich mein

364 T: das \*\* das is kla“r \* damit \* hab ich auch gerechnet

365 T: also daß #ihr jetzt vielleicht ent/# \*\* und auch

366 K #UNDEUTLICHE SPRECHWEISE #

367 T: du eventuell enttäuscht bist↓ \*\* weil sa=ma weil

368 T: wir auch mitkriechen ihr wart auch schon in

369 T: einem \*\* stadion →wie du das auch mit inge

370 T: sachttest← das war an sich- \*\* →naja okay↓ \*

371 T: ihr hattet euch das so gedacht↓ \* HOLT LUFT

372 T: #aber=n wir sollten# \*\* →ich würde das auch

373 K #DRUCKSEND #

374 T: auch gerne sehen← \* #→sozusagen wenn wir←# \*\*

375 K #SEHR SCHNELL #

376 J: RÄUSPERT SICH

377 T: →wenn wir da jetzt← auch schnell rauskämen

378 T: sozusagen ne↑ <weil die idee“↑> \*\* #weil ich d/

379 K #PRONONCIERT

380 T: die idee“ an sich für gu“t halte# \*3\*

381 K #

Gliederung und markante Verfahren:

- Z. 363: Einleitung mit der Kontextualisierung als erneuter Versuch.
- Z. 363-371: JA-Teil mit vielfältigen, verschachtelten Expansionen, die schließlich abgebrochen und durch eine Fazit-Formulierung geschlossen werden ( →na okay ↓\* ihr hattet euch das so gedach ↓←\*).

- Z. 371-380: ABER-Teil, beginnend mit hörbarem Atmen als prosodischer Markierung einer Zäsur (HOLT LUFT). Die Durchführung des ABER-Teils kennzeichnen mehrere Abschwächungsverfahren, so Abbruch und abschwächende Reformulierung (*wir sollten* wird zu *ich würde das auch gerne sehen*) und Formulierungskommentar (*sozusagen*) als Abschwächung der Formulierungsgeltung.

Beim Übergang zum ABER-Teil ist die Rechtsverschiebung der prosodischen Relevanzhochstufung auffällig. Semantisch ist die Einlösung der Fokussierung erkennbar (*drauf naus wollen* → *ich würde das auch gerne sehen*); der Hauptsatz enthält das Ziel / das Ansinnen (Vorschlag bzw. Forderung); aber erst der angeknüpte Weil-Satz ist prosodisch hochgestuft. Zum Vergleich sei noch einmal an das Relevanzsetzungsverfahren der sukzessiven Teilfokussierung erinnert, mit dem H den Übergang im Ausgangsbeispiel gestaltet.

Die im WEIL-Satz formulierte Position ist als solche völlig unstrittig. Unklar ist, warum sie mit soviel Nachdruck formuliert wird und inwiefern sie als Begründung für den Wunsch, „da jetzt schnell rauszukommen“, fungiert.

Die Fortsetzung der Interaktion zeigt, daß T mit den Verfahren der Abschwächung des Übergangs zu ABER und der Aussparung des brisanten Punktes ein Problem geschaffen hat. Die Sequenz schließt unmittelbar an das letzte Beispiel an, beginnend mit dem Abschluß von Ts Äußerung. Diese ist deutlich als beendet erkennbar: Der letzte Äußerungsteil ist prosodisch als Fokusrealisierung markiert, die Konstruktion ist syntaktisch geschlossen und ebenso die Intonationskontur (mit fallendem Grenzton). Auf diese Weise ist die Stelle als Stelle der intendierten Redeübergabe gekennzeichnet. Es entsteht jedoch eine kleine Interaktionsturbulenz, weil die Adressaten nicht ohne weiteres die Rede übernehmen.

378 T: sozusagen ne↑ <weil die idee“↑> \*\* #weil ich d/

379 K: #PRONONCIERT

380 T: die idee“ an sich für gu“t halte# \*3\* (..)

381 K: #

382 J: ja:-

383 T: aber das es ersch/ es erscheint auf jeden

384 J: mh

385 T: fall ei“nleuchtend↓ >soweit ich das beurteilen

386 W: mhm↑

387 T: kann↓< und die läßt sich auch

388 J: kla“r die: die:: \*\*

389 T: verwirklichen↓

390 J: ←ja: aber \*\* die idee ist natürlich

391 J: mit leuten \*\* verknüpft↓ \* >ne↑→ \* oder an

392 J: an an <leu“te \*\* mit ner bestimmten intention \*\*

393 T: mhm

394 J: gebunden↓ ehm \* ih“r habt=es so \* ziemlich

395 T: mhm

Der interessante Verlauf der Redeübergabe beginnt mit dem ersten erkennbaren Abschluß von Ts Äußerung. Die Sequenz ist durch folgende Eigenschaften gekennzeichnet:

- Nach der Stelle der intendierten Redeübergabe entsteht eine lange Pause. Diese ist zu interpretieren als Nicht-Übernahme der Rede durch einen der Adressaten und als Verzicht des voraufgehenden Sprechers auf erneute Wahrnehmung des Rederechts.
- Nach der langen Pause, in welcher die Strukturierung der Redeerteilung für den „transition relevance place“ allmählich verblaßt, erscheint ein typischer paralleler Start. Dieser ist nicht Ausdruck einer Konkurrenz um das Wort, sondern entsteht durch die prinzipielle Kooperativität von Sprechern, die beide an dieser Stelle kein Interesse am Rederecht haben, aber den interaktiven Austausch nicht abreißen lassen wollen.
- T expandiert seine vorangegangene Äußerung durch eine Reformulierung ohne thematische Progression, d.h. ohne neues thematisches Material einzuführen. Das ist ein Standardverfahren, um relativ schnell erneut eine Stelle der intendierten Redeübergabe herzustellen. Die Reformulierung enthält eine Abschwächung der voraufgehenden Aussage; das ist ein geläufiges Verfahren der Konsenssuche durch Absenken der Akzeptationsschwelle.
- W produziert nur einen Platzhalter für eine vollgültige Reaktion; seine Äußerung ist durch Kürze/„Einsilbigkeit“, d.h. Verzicht auf jegliche Expansion und eine relativ zur Bewertung Ts, für die dieser eine Zustimmung sucht, viel schwächere Bewertung gekennzeichnet.
- T expandiert erneut seine Äußerung durch eine Reformulierung ohne thematische Progression und mit einer erneuten Abschwächung durch Perspektivierung. Das ist ein Verfahren, mit dem die Verpflichtung des Adressaten zu einer Stellungnahme erneuert, zugleich aber die Widerspruchsschwelle gesenkt wird - die Perspektivierung relativiert den mit der Bewertungsaussage verbundenen Geltungsanspruch durch die Implikation „andere können es anders sehen“.
- J bearbeitet die Anforderung einer Zustimmung ansatzweise; seine Zustimmungsförmulierung kennzeichnet prosodisch Überdehnung

(d.h. zögernde Sprechweise) und Abbruch (d.h. der manifeste Verzicht auf die Weiterführung der Äußerung).

- T expandiert seine Ausgangsäußerung durch eine thematische Erweiterung, die inhaltlich ein „kritisches Element“ enthält; d.h. er vervollständigt jetzt seine Aussage und verstärkt sie damit.
- W übernimmt das Rederecht mit einer JA-ABER-Äußerung, wobei er den Einräumungsteil auf ein Minimum abkürzt.

## 5. Ausblick

Die bisherigen Ausführungen sind noch sehr skizzenhaft. Sie sollten aber zumindest vom Prinzip her den Zusammenhang von Äußerungsformativen mit ihrem jeweiligen rhetorischen Potential für den Umgang mit Zustimmung und Nicht-Zustimmung, den Strategien der Wahl unterschiedlicher Formative und den Formulierungsverfahren bei ihrer Realisierung verdeutlichen. In diesem Zusammenhang geht es auch um zentrale Gesichtspunkte einer Theorie des Formulierens unter den Bedingungen verbaler Interaktion. Dazu gehören die Implikationen des prozessualen Charakters der Äußerungsproduktion: Beim sukzessiven Entstehen von Formulierungen schafft das bis dahin Produzierte fortlaufend Bedingungen für die Fortsetzung. Diese Grundeigenschaft der Äußerungsproduktion wird in vorliegenden Ansätzen (vgl. Levelt 1989) mithilfe inkrementeller Modelle im Prinzip berücksichtigt, aber noch nicht in der Vielfalt der betroffenen Äußerungseigenschaften und der Reichweite der Restrukturierungen der Äußerung im Produktionsverlauf. In dieser Hinsicht sind die in Kap. 4 dargestellten Formulierungsverfahren des Formativ-Wechsels und der gesteigerten Dispräferenzmarkierung, die jeweils auf den durch die laufende Äußerung entstehenden Kontext reagieren, ein Ausgangspunkt für eine weitergehende Betrachtung.

## Literaturhinweise

- BILMES, JACK (1988): The concept of preference in conversation analysis. In: *Language in Society* 17, S. 161-181.
- BROWN, PENELOPE/LEVINSON, STEPHEN (1987): Politeness. Some universals in language use. Cambridge.
- KALLMEYER, WERNER (1988): Konversationsanalytische Beschreibung. In: Ammon, Ulrich/Dittmar, Norbert/Mattheier, Klaus J. (Hg.), *Soziolinguistik. Ein internationales Handbuch zur Wissenschaft von Sprache und Gesellschaft. Zweiter Halbband*. Berlin, S. 1095-1108.
- KALLMEYER, WERNER (Hg.) (1995): Gesprächsrhetorik. Zur Analyse von rhetorischen Verfahren im Gesprächsprozess. (Forschungsberichte des Instituts für deutsche Sprache). Tübingen, erscheint.
- KALLMEYER, WERNER (1995): Einleitung. In: Kallmeyer (Hg.).
- KALLMEYER, WERNER/SCHMITT, REINHOLD (1995): Forcieren oder: Die verschärfte Gangart. Zur Analyse von Kooperationsformen im Gespräch. In: Kallmeyer (Hg.).
- KALLMEYER, WERNER et al. (i.V.): Formulieren im Gespräch. Manuskript Mannheim, Institut für deutsche Sprache. Erscheint voraussichtlich 1995.
- KÖNIG, EKKEHARD/EISENBERG, PETER (1984): Zur Pragmatik von Konzessivsätzen. In: Stickel, Gert (Hg.), *Pragmatik in der Grammatik. Jahrbuch 1983 des Instituts für deutsche Sprache*. Düsseldorf.
- KOTTHOFF, HELGA (1993): Disagreement and concession in disputes: On the context sensitivity of preference structures. In: *Language in Society* 22, S. 193-216.
- LANG, EWALD (1977): Semantik der koordinativen Verknüpfung. (*Studia grammatica* 14). Berlin.
- LEVELT, WILLEM J. M. (1989): *Speaking: From intention to articulation*. Cambridge.

- NOTHDURFT, WERNER (1995): Konfliktstoff. Gesprächsanalyse der Konfliktbearbeitung in Schlichtungsgesprächen. (Schriften des Instituts für deutsche Sprache, Bd. 5,2). Berlin, erscheint.
- NOTHDURFT, WERNER (Hg.) (1995): Streit schlichten. Gesprächsanalytische Untersuchung zu institutionellen Formen konsensueller Konfliktbewältigung. (Schriften des Instituts für deutsche Sprache Bd. 5,1). Berlin, erscheint.
- PASCH, RENATE (1994): Konzessivität von *wenn*-Konstruktionen. (Forschungsberichte des Instituts für deutsche Sprache Bd. XX). Tübingen.
- SACKS, HARVEY (1987): On preferences for agreement and contiguity in sequences in conversation. In: Button, G./Lee, J.R. (eds.), *Talk an Social Organisation*. Clevedon.
- SCHMITT, REINHOLD (1993): Kontextualisierung und Konversationsanalyse. In: *Deutsche Sprache* 4 (1993) S.326-354.

## Transkriptionszeichen

*	kurze Pause
**	längere Pause
*3*	Pause mit Angabe der Länge in Sekunden
=	Verschleifung zwischen Wörtern bei Tilgung eines oder mehrerer Laute, z.B. <i>sa=mer</i> für <i>sag mir</i>
/	Wort- und Konstruktionsabbruch
(...)	Unverständliche Formulierung
(ja)	vermuteter Wortlaut
aber ja	
nein nie	Überlappung
ja↑	Intonation steigend



ja-	Intonation schwebend
ja↓	Intonation fallend
ja“	Auffällige Betonung
ja:	Dehnung
ja::	sehr starke Dehnung
<ja	lauter im Vergleich zur vorausgehenden Formulierung
>ja	leiser im Vergleich zur vorausgehenden Formulierung
←manchmal	langsamer als die vorausgehende Formulierung
→manchmal	schneller als die vorausgehende Formulierung
HEISER	Kommentar in gesonderter Zeile
# #	Extension des Kommentars



## BRAUCHT MAN DEN SPRECHAKTBE- GRIFF ÜBERHAUPT?

### Sprechakte als methodologische Grundlage für die Sprachbeschreibung

#### **Inhaltsüberblick:**

1. Der Sprechaktbegriff im heutigen Stand der Diskussion: Alles in Frage gestellt
2. Die andere Seite: Paradigmenwechsel in Theorie und Praxis
3. Das grundlegende Problem mit dem Begriff des Sprechaktes
4. Der Lösungsvorschlag: Wie können universelle und einzelsprachliche Komponenten der Illokution methodisch auseinandergelassen werden?
5. Der Sprechaktbegriff im Drei-Ebenen-Modell von Coseriu
6. Sprechakte auf der allgemein-sprachlichen Ebene: grundlegende Sprechakttypen
7. Sprechakte auf der einzelsprachlichen Ebene: Realisierungsmuster mit Relationen
8. Sprechakte auf der individuellen Ebene: die Sprechakte in der Analyse
9. Fazit

# 1. Der Sprechaktbegriff im heutigen Stand der Diskussion: Alles in Frage gestellt

In den letzten Jahren wurde die gesamte Sprechakttheorie in Frage gestellt. Viele Forscher betrachten den Begriff des Sprechaktes als für die weitere linguistische Untersuchung unfruchtbar und schlagen vor, zum Begriff des Satzes zurückzukehren. Altmann (1987) ist zum Beispiel der Meinung, bei der Untersuchung der Funktionen der Äußerungen muß der Sprachwissenschaftler von den vorhandenen sprachlichen Formen, also von den Sätzen ausgehen und diesen kommunikative Funktionen zuordnen. Sonst gerät man in die Sackgasse der Spekulationen über die Sprache ohne die Sprache:

„Satzmodus“ bezeichnet also ein komplexes sprachliches Zeichen mit einem Form- und einem Funktionsaspekt. Beide Aspekte können nur im engen Bezug aufeinander untersucht werden, für mich als Sprachwissenschaftler besitzt allerdings die Formseite Vorrang. Damit soll Spekulationen über mögliche Typen sprachlicher Handlungen ohne Rücksicht auf ihre sprachliche Realisierung vorgebeugt werden - dem größten Manko der sprachphilosophisch orientierten Sprechakttheorie. (Altmann 1987:22)

Weydt wirft in einem Korreferat am Lunder Pragmatik-Symposium 1980 der Sprechakttheorie vor, sie leiste keine Hilfe bei der Interpretation der konkreten Texte und verursache überflüssige Schwierigkeiten, die man ohne die Sprechakttheorie nicht hätte:

Ich muß vorweg erklären, daß ich den Begriff des *Sprechakts* in den Fassungen von Austin, Searle und anderen für nicht fruchtbar und für recht konfus halte, und daß ich nicht glaube, daß die gesamte Sprechakttheorie einen wissenschaftlichen Fortschritt mit sich gebracht hat, es sei denn den, das Bewußtsein von Leuten, die bis dahin sehr eng auf die wortwörtliche Bedeutung des Satzes fixiert waren, zu erweitern und auf die Handlungsebene zu richten. (Weydt 1981:253ff.)

Ballmer zweifelt schließlich daran, ob eine Klassifikation von Sprechakten überhaupt möglich wäre und ob eine solche erarbeitete Klassifikation wie bei Searle einen wissenschaftlichen Rang anstreben könnte:

Wie ich in diesem Papier ausführen werde, habe ich Grund, daran zu *zweifeln*, ob eine *Sprechaktklassifikation* möglich ist, selbst auf der Grundlage der von Searle aufgestellten Kriterien. Darüber hinaus werde ich Ergebnisse vorlegen, die es *fraglich* erscheinen lassen, ob die *Entwicklung einer Klassifikation von Sprechakten ein lohnendes Ziel* darstellt, [...] (Ballmer 1979:252)

Aufgrund dieser Meinungen muß man die Frage stellen, ob der Begriff des Sprechaktes im heutigen Stand der Diskussion überhaupt zu halten ist.

## 2. Die andere Seite: Paradigmenwechsel in Theorie und Praxis

Auf der anderen Seite kann man nicht bestreiten, daß mit der Sprechakttheorie in der Linguistik eine revolutionäre Entwicklung und ein Paradigmenwechsel begonnen hat. Die Sprechakttheorie steht am Anfang der kommunikativ-pragmatischen Wende, und ihre Verdienste in der theoretischen und besonders in der angewandten Linguistik sind nicht zu leugnen. Warum lohnt es sich also, zu versuchen, die Sprechakttheorie zu retten?

- a. Die Grundbegriffe der Sprechakttheorie, wie *sprachliche Handlung*, *Illokution*, *Proposition* etc. sind inzwischen in der ganzen linguistischen Fachliteratur, sogar selbst bei den Gegnern der Sprechakttheorie zum Allgemeingut geworden.<sup>1</sup>
- b. Gegen diejenigen Meinungen, die statt des Sprechaktes zum Satzbegriff zurückkehren wollen, kann man einwenden, daß die Definition des Satzes ebenso problematisch ist, wie die Definition des Sprechaktes (vgl. dazu Linke u.a. 1991:79).
- c. Grundlegende kommunikative Absichten (grundlegende Illokutionen) hängen nicht von den Spezifika der Einzelsprachen ab. Sie sind unabhängig davon, ob man deutsch, englisch, chinesisch oder irgendeine afrikanische Sprache spricht. Über kommunikative Absichten verfügt man deshalb, weil man kommuniziert. Die Sprechakttheorie kann also als Grundlage dienen für eine allgemeine Kommunikationstheorie, für die Theorie der Kommunikation als solche. In diesem Sinne spricht Habermas von „pragmatischen Universalien“<sup>2</sup>

- d. Diese pragmatischen Universalien und ihre theoretische Rechtfertigung sind für uns Auslandsgermanisten von besonderem Belang. Im Unterricht DaF ist es berechtigt, von diesen pragmatischen Universalien auszugehen, (die ja für die Lerner einer Fremdsprache keiner Erklärung bedürfen, weil sie eben universale Kategorien sind) und diesen Absichten adäquate sprachliche Formen in bezug auf eine Sprechsituation zuzuordnen. **Dies modelliert auch den realen Prozeß des Sprechens.** Der Sprecher will einen Inhalt mit einer bestimmten Absicht zum Ausdruck bringen, und er sucht dazu eine angemessene sprachliche Form. **Mit Hilfe der Sprechakttheorie kann auch im Sprachunterricht ein grundsätzlicher Sichtwechsel erfolgen: Man geht nicht von der sprachlichen Form (Wörtern und Grammatik) aus, sondern von den Intentionen des Sprechers, die sprachlichen Formen werden diesen Intentionen zugeordnet.** <sup>3</sup>
- d. Aus dem Aspekt der Auslandsgermanistik ist es auch sehr wichtig, daß die Sprechakttheorie bei einem pragmatisch orientierten Sprachvergleich behilflich sein kann. Die grundlegenden Sprechakttypen können - da sie universell sind - als Grundlage des Vergleichs, als *tertium comparationis* dienen. Die sprachlichen Formen, mit denen diese grundlegenden Sprecherabsichten realisierbar sind, sowie ihre zusätzlichen, einzelsprachspezifischen Inhalte ergeben die Unterschiede zwischen den Sprachen, die sog. *differentia specifica*. Für mich persönlich, der ich mich mit der Vergleichbarkeit der Abtönungspartikeln im Deutschen und im Ungarischen beschäftige, ist es besonders wichtig, ein *tertium comparationis* auf der Ebene der Pragmatik zu finden. Schon deshalb lohnt es sich aus meiner Perspektive, einen Vorschlag zu erarbeiten, damit der Sprechakt als Modell für den Sprachvergleich und für den Vergleich der Kommunikation in den einzelnen Sprachen dienen kann.<sup>4</sup>

- e. Ein weiteres Argument für die Sprechakte als Untersuchungsobjekt in der Linguistik ist es auch, daß die kommunikative Handlung (der Sprechakt) in der Kommunikation offensichtlich konkret vorhanden ist, wahrgenommen und beobachtet werden kann. Auch die dahinter stehende kommunikative Absicht (Illokution) und der auszudrückende Inhalt muß im Bewußtsein des Sprechers existieren, auch wenn sie so stark miteinander zusammenhängen, daß zwischen ihnen nur eine methodologische Trennung möglich ist. Demgegenüber wird hier die Meinung vertreten, daß Sätze erst durch das bewußte Umgehen mit der Sprache, durch die Analyse und die Gliederung der Texte zustandekommen. Mit anderen Worten sind die Sprechakte Einheiten der konkreten *parole*-Ebene, während die Sätze auf der abstrakten *langue*-Ebene untergebracht werden können. Deshalb ist es methodisch berechtigt, wenn man - wie etwa Wunderlich - bei der Untersuchung und der Definition des Satzes von den *parole*-Einheiten, von den real existierenden Sprechakten ausgeht.<sup>5</sup>

Es ist vielleicht ausreichend erklärt worden, warum eine theoretische Rechtfertigung des Sprechaktbegriffes für mich als ausländischen Germanisten besonders wichtig ist. Vielleicht stellte es sich auch heraus, daß ich den Sprechaktbegriff in erster Linie methodologisch verstehe, daß ich also der Meinung bin, der Sprechaktbegriff ist geeignet, als Grundlage für die Sprachbeschreibung, für den Sprachvergleich und für den Sprachunterricht zu dienen.

Im weiteren wird der Versuch unternommen, den Begriff des Sprechaktes in die Richtung zu modifizieren, daß er als methodologische Grundlage für die oben genannten Zwecke dienen kann.



### 3. Das grundlegende Problem mit dem Begriff des Sprechaktes

In diesem Beitrag wird die Meinung vertreten, daß die theoretischen Probleme, die manche Forscher veranlassen, die Sprechakttheorie als wissenschaftlich nicht fruchtbar zu betrachten, im Grunde auf ein grundlegendes Problem zurückzuführen sind. Es ist dies, daß bei der Bestimmung und der Klassifikation von Sprechakten die Forscher zwei verschiedene Wege gehen:

Austin arbeitet bei der Bestimmung der Sprechakte in erster Linie mit Verben. Er geht davon aus, daß manche Äußerungen nicht wahr und falsch sein können, und er kommt dann auf die Idee, daß man mit diesen Äußerungen Handlungen vollzieht. Auf diese Weise unterscheidet er zwischen konstativen und performativen Äußerungen. Bestimmte Verben in erster Person Präsens Aktiv seien besonders fähig, den performativen Charakter (d.h. daß man mit dieser Äußerung eine Handlung vollzieht) zu explizieren. Wenn man also die sog. performativen Verben sammelt, komme man zu möglichen Typen der sprachlichen Handlungen wie z.B.: *versprechen, mitteilen, fragen, auffordern* etc.<sup>6</sup>

Die Bestimmung der Sprechakte mit Hilfe der Sprechaktverben ist in der Literatur seit Austin sehr oft praktiziert worden. Hier haben wir jedoch auch das grundsätzliche Problem. Verben existieren nur in einer Einzelsprache und haben dementsprechend einzelsprachliche Bedeutungen. Mit dieser Methode werden also die Sprechakte innerhalb einer Einzelsprache definiert. Auf der anderen Seite ist die Auffassung, Sprechakte seien mit der Illokution zu bestimmen, also mit Hilfe der kommunikativen Absicht

des Sprechers, die er mit dem Vollzug des Sprechaktes realisieren möchte, in der sprechakttheoretischen Literatur allgemein akzeptiert. Diese beiden Auffassungen stehen aber in krassem Widerspruch. Die Absicht des Sprechers, die er mit dem Vollzug einer sprachlichen Handlung verwirklicht, kann nämlich nur universal interpretiert werden, und nicht als eine Möglichkeit eines einzelnen Sprachsystems. In diesem Sinne sind die Sprechakte „pragmatische Universalien“, die sich aus den Eigenschaften der Kommunikation ergeben und mit den Bedürfnissen der kommunikativen Situation zu erklären sind.

Dieser Widerspruch, der in der Sprechakttheorie von Anfang an vorhanden ist, gibt Weydt den ersten Anlaß für einen Angriff gegen die Sprechakttheorie. Das englische Verb *to warn* z.B. entspricht in seiner Bedeutung nur teilweise dem deutschen Verb *warnen*. Versteht man also unter einer Warnung diejenigen Sprechakte, die mit dem englischen *to warn* oder diejenigen, die mit dem deutschen *warnen* bezeichnet werden können?

Man fragt sich aber, warum hier gerade ein englisches Verb benutzt wird. Vorhersagbar gibt es auch in der Sprache der Eskimos, der Sioux-Indianer und in jeder anderen Sprache eine große Anzahl von *verba dicendi*, und es fragt sich, warum man nicht gerade diese *verba dicendi* zu einer Einteilung der Sprechakte verwendet. Sie sind so „universell“ [...] wie irgendein anderes Bezeichnungssystem in dem Sinne, daß sie dazu geeignet sind, die vorkommenden Sprechakte, in welcher Sprache sie auch geäußert werden, zu klassifizieren. In Wirklichkeit handelt es sich natürlich nicht um die Universalität der Sprachen, sondern rein um das Faktum, daß jede Sprache in der Lage ist, alles (und in diesem Falle auch alle verbalen Handlungen) zu beschreiben, genauer gesagt, daß Sprecher aller Sprachen dazu in der Lage sind. Um es noch einmal zu sagen: Es ist nicht einzusehen, warum gerade englische *verba dicendi* die Grundlage einer universell ausgerichteten Sprechakttheorie sein können und müssen. (Weydt 1981:253f.)

Es ist eindeutig, daß die aufgezählten Vorwürfe gegen die Sprechakttheorie mit diesem grundsätzlichen Problem zu erklären sind: Nimmt man die performativen Verben als Grundlage für die Bestimmung der Sprechakte, so bestimmt man keine sprachlichen Handlungen, auf keinen Fall mögliche Sprecherintentionen, sondern einzelsprachlich determinierte Ausdrucksmittel, die im verbalen System einer Sprache kodiert sind. Versucht man aber, die einzelnen Sprechakte universell mit Hilfe der Illokution, d.h. der hinter den Äußerungen stehenden Sprecherintention, zu definieren, so muß man die möglichen Formen des Vollzugs dieser Handlungen in den einzelnen Sprachen außer acht lassen. So verliert man jede objektive Grundlage der Klassifizierung und man kann im weiteren nur intuitiv arbeiten.

Dieses Problem ist in den Arbeiten von Searle auch mehrmals angesprochen worden<sup>7</sup>:

Als erstes ist über diese Listen zu bemerken [d.h. über die Verblisten von Austin. A.P.], daß in ihnen nicht illokutionäre Akte, sondern illokutionäre Verben klassifiziert werden. Austin scheint anzunehmen, eine Klassifikation verschiedener Verben sei eo ipso eine Klassifikation von Arten illokutionärer Akte, zwei Verben mit unterschiedlicher Bedeutung müßten immer verschiedene illokutionäre Akte kennzeichnen. Aber es gibt keinen Grund anzunehmen, daß dem so ist. Wir werden sehen, daß manche Verben beispielsweise kennzeichnen, auf welche Art und Weise ein illokutionärer Akt vollzogen wird - ein Beispiel ist »verkünden«. Man kann Befehle, Versprechen und Berichte verkünden, aber etwas zu verkünden ist etwas anderes wie etwas zu befehlen, zu versprechen oder zu berichten. Verkünden [...] bezeichnet keinen Typus illokutionärer Akte, sondern die Art, auf die ein illokutionärer Akt vollzogen wird. (Searle 1982:27)

Wenn Searle die Sprechakttypen klassifiziert, verläßt er dementsprechend das Gebiet der Einzelsprache und wählt das intuitive Verfahren. So kommt er zu den grundlegenden Klassen, die er *assertive*, *direktive*, *kommissive*, *expressive* und *deklarative* Akte nennt.<sup>8</sup> Er unterscheidet also nur fünf Sprechakttypen, im Gegensatz zu den in der Fachliteratur auftauchenden zahlreichen Sprechakten, die im allgemeinen mit deverbalen Substantiven benannt werden, wie etwa *Mitteilung*, *Aufforderung*, *Befehl*, *Warnung*, *Drohung*, *Frage*, *Dank*, *Entschuldigung* etc. Searle nennt seine fünf Sprechakttypen grundlegende Typen. Er geht davon aus, daß man mit der Sprache viel verschiedenes tun könne, daß es aber nur wenige grundlegende Sachen gebe, die man mit der Sprache tun kann. Auf diese grundlegenden Sprechakttypen ließen sich die konkreten Äußerungen zurückführen.

#### **4. Der Lösungsvorschlag: Wie können universelle und einzelsprachliche Komponenten der Illokution methodisch auseinandergehalten werden?**

Wenn wir ein Lösungsvorschlag erarbeiten möchten, müssen wir zwei Aspekte auseinanderhalten: Grundlegende kommunikative Absichten sind unabhängig von den einzelnen Sprachen. Wie dies bei Searle formuliert wurde: „Illokutionen gehören zur Sprache und nicht zu einzelnen Sprachen.“ (Searle 1982:18). Diese Illokutionen können in den Sprachen mit verschiedenen sprachlichen Formen ausgedrückt werden. Außerdem - und dies ist meines Erachtens der Grund für die Mißverständnisse -, werden mit den einzelsprachlichen Formen gemeinsam mit dem grundlegenden Illokutionstyp noch weitere Bedeutungskomponenten ausgedrückt, die

nicht zur Proposition gehören. Sie können unter Umständen mit Verben, aber auch mit anderen sprachlichen Mitteln, wie z.B. Intonation, Wortfolge, Partikeln etc. zum Ausdruck kommen. Diese weiteren Komponenten, die Searle die Art des Vollzugs des illokutionären Aktes nannte, sind sprach- bzw. kulturspezifisch. Ich werde sie im weiteren mit dem Terminus *Relation* bezeichnen. Es geht nämlich m.E. im Grunde darum, daß der Sprecher seine grundlegende Absicht in einer konkreten Situation derart realisiert, daß er dabei ausdrückt, in welchem Verhältnis der Sprechakt zu den anderen Elementen der Situation steht. *Relation* bedeutet hier also das mit der sprachlichen Form spezifisch ausgedrückte und charakterisierte Verhältnis des Sprechaktes zu irgendeinem (oder zu mehreren) weiteren Element(en) der kommunikativen Situation (Sprecher, Hörer, angesprochenes Thema etc.). Hier wird die Meinung vertreten, daß diese 'Art und Weise' der Realisierung einer grundlegenden kommunikativen Absicht in der Situation, die in der sprachlichen Form immer mitausgedrückt wird, sprach- bzw. kulturspezifisch ist. Nicht jede *Relation* kann in jeder Sprache auf die gleiche Art und Weise spezifiziert werden. Die *Relation* kann im Gegensatz zu dem grundlegenden universalen Illokutionstyp als die sprach- bzw. kulturspezifische Komponente der Illokution betrachtet werden. Einfachheitshalber wird aber hier unter *Illokution* im weiteren im Sinne von Searle nur dieser grundlegende Illokutionstyp verstanden. Der Begriff der *Relation* wird im weiteren mit einigen Beispielen veranschaulicht:

Ein Beispiel aus dem Japanischen sowie die adäquate deutsche Übersetzung zeigen, daß in den beiden Sprachen andere Relationen spezifiziert werden können. Die beiden Äußerungen

(1) *Basu ga kita yo.*

bzw.

(2) *Basu ga kita wa.* <sup>9</sup>

können im Deutschen mit einer Äußerung übersetzt werden: *Da kommt der Bus.* Der Unterschied zwischen den beiden japanischen Äußerungen besteht darin, daß die erste von einem Sprecher, die zweite von einer Sprecherin gesagt werden kann. Diesen zusätzlichen Inhalt können wir im Deutschen sehr schwierig wiedergeben. Vielleicht etwa so:

(3) *Da kommt der Bus und ich bin ein Mann. / Da kommt der Bus und ich bin eine Frau.* oder:

(4) *Da kommt der Bus; geäußert von einem Mann / von einer Frau.*

Im Grunde geht es darum, daß der Sprechakt im Verhältnis steht zu dem Geschlecht der Sprechenden Person. Dieses Verhältnis ist - wenn man auf Japanisch kommuniziert - relevant. Dies kann mit der strengen Hierarchie der japanischen gesellschaftlichen Ordnung und mit den Traditionen der japanischen Kultur erklärt werden: Mann und Frau sind als Kommunikationspartner nicht gleichrangig, wenn ein Mann mit einer Frau spricht, ist dies eine asymmetrische Kommunikation. Deshalb verfügt die japanische Sprache über sprachliche Formen, die zusätzlich zu einem Sprechakt explizieren, ob der Sprechakt von einem Mann oder von einer Frau vollzogen wurde. In der europäischen Kultur ist das Geschlecht der Sprechenden Person in bezug auf den Verlauf der Kommunikation irrelevant. Zwischen Mann und Frau ist die Kommunikation symmetrisch, die Kommunikationspartner sind gleichrangig. Deshalb kann diese Relation im Deutschen (bzw. auch in den anderen europäischen Sprachen) nicht ausgedrückt

werden. Man kann diesen zusätzlichen Inhalt im Deutschen natürlich auch umschreiben. Beispiele sind dafür die oben genannten Paraphrasierungsmöglichkeiten oder vielleicht solche Konstruktionen, wie:

- (5) *Zwischen Sprechakt und Sprecher besteht die Relation, daß die sprachliche Handlung von einem männlichen Sprecher vollzogen wird.*

Wenn man nicht isolierte Äußerungen betrachtet, funktioniert dies jedoch nicht. Ein japanischer Text kann ins Deutsche nicht wie folgt übersetzt werden:

- (6) \* *Da kommt der Bus, und ich bin ein Mann. Ich sehe schon, das ist die 120, und ich bin ein Mann. Wir steigen jetzt gleich ein, und ich bin ein Mann. In zehn Minuten sind wir schon zu Hause, und ich bin ein Mann.*

Während der japanische Text als Text denkbar wäre, ist die deutsche Übersetzung kein Text, die Äußerung „*ich bin ein Mann*“ zerstört nämlich die Konnexität. Dies ist ein Beweis dafür, daß die japanischen Partikeln und ihre deutsche Umschreibung auf zwei verschiedenen Ebenen anzusiedeln sind. Die Konnexion eines Textes bedeutet nämlich den inhaltlichen Zusammenhalt der Propositionen, liegt also auf der propositionalen Ebene. Mit der Umschreibung der japanischen Partikel in der deutschen Übersetzung würde der Übersetzer einen neuen Sprechakt vollziehen, aus der Relation würde eine neue Proposition gemacht. In der Tat kann man zwar in sämtlichen Sprachen der Welt alles ausdrücken, aber nur indem man dies ‘verpropositioniert’.

Ähnliche Relationen können auch im Deutschen mit Partikeln ausgedrückt werden. Felix bittet Karl um einen Gefallen. Karl kann folgendermaßen antworten:

(7) *Natürlich, mache ich. Ich bin ja dein Freund.*

oder antwortet er vielleicht so:

(8) *Natürlich, mache ich. Ich bin doch dein Freund.*

Was Illokution und Proposition anbelangt, sind die aufgeführten Beispiele gleich. Beide sind assertive Akte und enthalten den propositionalen Gehalt, daß Karl der Freund von Felix ist. Der Unterschied liegt in der Relation, die zwischen dieser Äußerung und dem vermuteten Wissen bzw. dem Verhalten des Partners besteht: im ersten Fall wird zusätzlich ausgedrückt, daß der propositionale Gehalt der Äußerung nach der Annahme des Sprechers mit dem Wissen des Hörers übereinstimmt. Im zweiten Fall sollte zwar dieser Gehalt nach dem Wissen des Sprechers mit dem Wissen des Partners übereinstimmen, jedoch stellt sich dies aus dem Verhalten des Partners nicht so eindeutig aus. Auf diese Weise kann durch *doch* das Verhalten des Gesprächspartners zusätzlich kritisiert werden. Zwar kann die Bedeutung der deutschen Partikel *ja* mit der ganzen Äußerung *wie du es auch weißt* paraphrasiert werden, ist dies jedoch nicht mehr dasselbe: aus der Relation wird eine Proposition gemacht. Die sprachlichen Formen, die diese Relationen ausdrücken, können in mehreren Sprechakten mitgeäußert werden:

(9) *Das mache ich ja gern. Ich bin ja dein Freund, und deine Bitte ist ja auch nicht so groß.*

Dies wäre mit den Umschreibungen nicht möglich:



(10) \**Das mache ich gern, wie du es auch weißt. Ich bin dein Freund, wie du es auch weißt, und deine Bitte ist auch nicht so groß, wie du es auch weißt.*

Außerdem ist es interessant, daß die Partikel auch zu ihrer eigenen Umschreibung hinzugefügt werden kann:

(11) *wie du es ja auch weißt*

Hier wird also die Meinung vertreten, daß man mit Hilfe des Begriffes der Relation ein grundsätzliches Problem lösen kann, nämlich das Problem der Universalität der Sprechakttypen. Es muß hier aber noch einmal betont werden, daß dies nur als Modell verstanden wird, daß zwischen *Illokution* und *Relation* lediglich eine methodologische Trennung vorgenommen wird, ebenso, wie auch zwischen anderen Bestandteilen des Sprechaktes, wie etwa zwischen *Illokution* und *Proposition*. Diese Trennung beeinflußt aber die weiteren Untersuchungen auf folgende Weise: Die Untersuchung der relevanten Relationen bedarf einer anderen Methode als die Untersuchung der grundlegenden Sprechakttypen. Während die grundlegenden Sprechakttypen ohne Berücksichtigung der konkreten einzelsprachlichen Formen allgemein erarbeitet werden müssen, können die relevanten Relationen, die für eine Einzelsprache charakteristisch sind, dadurch erschlossen werden, daß man sprachliche Formen analysiert und mit ihrer Hilfe bestimmt, welche Relationen in der betreffenden Sprache spezifiziert werden können.

Aufgrund dieser Überlegungen liegt ein nächster Schritt nahe: Man kann wahrscheinlich den Begriff des Sprechaktes ins Drei-Ebenen-Modell von Coseriu einbauen, denn zwischen der Definition der Illokutionstypen

und der Beschreibung der Relationen besteht derselbe Unterschied, den Coseriu als unterschiedliche Aufgaben der Linguistik auf der allgemesprachlichen und auf der historisch-einzelsprachlichen Ebene bestimmt hat.

## 5. Der Sprechaktbegriff im Drei-Ebenen-Modell von Coseriu

In diesem Beitrag wird das Modell von Coseriu in der Fassung berücksichtigt, in der es in Coseriu (1988) vorliegt. Besonders wird hervorgehoben, wie Coseriu die Aufgabe der Linguistik auf den drei Ebenen des Sprechens beurteilt.<sup>10</sup> Er schreibt über die Aufgaben der Linguistik auf den drei Ebenen des Sprechens wie folgt:

1. Die Ebene der allgemesprachlichen Kompetenz ist stets die Ebene der Definition und die Ebene der Theorie. Dabei ist es gleichgültig, ob eine Kategorie eventuell nur in einer Sprache vorkommt. Denn wenn die Kategorie definiert wird, dann wird sie für alle Sprachen definiert, in denen sie vorkommen könnte.
2. Die Ebene der einzelsprachlichen Kompetenz ist die Ebene der Beschreibung der entsprechenden inhaltlichen und materiellen Gestaltung.
3. Die Ebene des Textes ist für jede Disziplin die Ebene der Analyse und der Identifizierung der Funktionen im Text. (Coseriu 1988:131f.)

Wenn also Searle grundlegende Sprechakttypen intuitiv zu erarbeiten versucht, ohne Rücksicht auf mögliche einzelsprachliche Formen oder konkrete Texte, bewegt er sich offensichtlich auf der allgemein-sprachlichen Ebene. In einem zweiten Schritt kann man, ausgehend von den so erarbeiteten Sprechakttypen, in einer Einzelsprache untersuchen, mit welchen sprachlichen Formen sie realisiert werden können. Dabei wird man bemerken, daß es in der betreffenden Sprache viele Formen für die Realisierung desselben Sprechakttyps gibt, und zwar deshalb, weil mit jeder Form zusätzlich noch weitere - einzelsprachlich spezifische - Inhalte ausgedrückt werden, nämlich die *Relationen*, die zwischen dem Sprechakt und den anderen Elementen der Situation bestehen. Schließlich kann man auf der individuellen Ebene Texte nehmen, und man kann konkret überprüfen, welche Sprechakte bzw. welche Relationen im Text mit den einzelnen sprachlichen Formen ausgedrückt werden, und zwischen welchen Elementen die ausgedrückte Relation besteht.

## **6. Sprechakte auf der allgemein-sprachlichen Ebene: grundlegende Sprechakttypen**

Auf der allgemein-sprachlichen Ebene erfolgt also die Definition und die Abgrenzung der möglichen grundlegenden Sprechakttypen ohne Berücksichtigung ihrer Realisierungen in den einzelnen Sprachen. Die so erarbeiteten Sprechakttypen ergeben sich aus den elementaren Funktionen der Sprache und stellen universale Kategorien dar. Die meisten sprechakttheoretischen Arbeiten untersuchen die Sprechakte im allgemeinen, deshalb bewegen sie sich auf dieser Ebene. Auf dieser ersten und allge-

meinsten Ebene wäre es aber m.E. wirklich ein methodischer Fehler, Sprechakte mit Hilfe von einzelsprachlich determinierten Ausdrucksformen zu definieren, wie z.B. mit den sog. Sprechaktverben, mit den explizit-performativen Äußerungen oder etwa mit Hilfe von Substantiven, die eine sprachliche Tätigkeit benennen. Selbst die Namen *Mitteilung*, *Aufforderung*, *Frage* etc. finde ich irreführend, weil sie durch ihre Bedeutung an ein einzelsprachliches System, in diesem Fall ans System der deutschen Gegenwartssprache gebunden sind. Grundsätzlich problematisch finde ich aber solche Sprechakte, wie z.B. *Einladung*, *Dank*, *Begrüßung* etc. Diese Namen bezeichnen m.E. keine grundlegenden Sprechakttypen, sondern einzelsprachlich und kulturell determinierte Realisierungen der grundlegenden illokutiven Typen. Ich verwende hier im weiteren die oben erwähnten Grundtypen von Searle. Nicht die *Mitteilung* stellt eine universale Kategorie dar, sondern der *assertive Akt*. Nicht die *Aufforderung* oder die *Frage*, sondern der *direktive Akt*. Nicht das *Versprechen*, sondern der *kommissive Akt*. Die ersteren sind eben typische Realisierungsmuster der letzteren im Deutschen.

## 7. Sprechakte auf der einzelsprachlichen Ebene: Realisierungsmuster mit Relationen

Die historisch-einzelsprachliche Ebene ist bei Coseriu zugleich die Ebene der Beschreibung. Hier wird empirisch untersucht, wie, mit welchen sprachlichen Ausdrucksmitteln die auf der allgemein-sprachlichen Ebene definierten Kategorien in einer Sprache ausgedrückt werden können. Im Beispiel von Coseriu wird auf der allgemein-sprachlichen Ebene die Kategorie *Substantiv* definiert, auf der einzelsprachlichen Ebene wird untersucht, ob

das Deutsche über Substantive verfügt bzw. wie die deutschen Substantive charakterisiert werden können.<sup>11</sup> Analog dazu können wir in bezug auf die Sprechakte auf dieser Ebene die Frage stellen, wie die grundlegenden Sprechakttypen z.B. im Deutschen realisiert werden und wie sie sich charakterisieren lassen. Hier kann man den vorher erwähnten Begriff der relevanten Relation einführen, denn durch diese relevanten Relationen kann man die vielen verschiedenen Realisierungsmöglichkeiten im Deutschen erklären.

Nach empirischen Beobachtungen ergeben sich im Deutschen folgende relevante Relationen:

*a. Verhältnis zur Voräußerung, zum Verhalten, zur vermuteten Absicht bzw. zur vorausgesetzten Wissensbasis des Partners. ev. das Verhältnis zur erwarteten Partnerreaktion*

Dieses Verhältnis kann positiv, neutral oder negativ sein, so kann z.B. eine Mitteilung im Deutschen zustimmend, ablehnend, kritisierend wirken. Eine besonders wichtige Rolle spielen im Deutschen im Ausdruck dieser Relationen die Partikeln, es gibt aber in diesem Bereich auch andere sprachliche Mittel wie Intonation, Gebärden, feste Redewendungen und einige verbale Konstruktionen. Um das mit Beispielen zu veranschaulichen:

(12) *Es ist ja uns allen bekannt.*

(13) *Es ist doch uns allen bekannt!*

Aus der sprachlich gegebenen Bedeutung dieser isolierten Sätze stellt es sich heraus, daß beide den assertiven Typ realisieren und daß sich die beiden voneinander dadurch unterscheiden, daß die erste Form eine posi-

tive, zustimmende Relation, die zweite eine negative, widersprechende Relation zum Ausdruck bringt. Worauf sich aber diese Relationen konkret beziehen, wird erst auf der dritten Ebene, in der Analyse der konkreten Texte klar.

Zu den weiteren Beispielen wählen wir den propositionalen Gehalt 'X ist nicht so schwierig':

(14) *Das ist nicht so schwierig.*

(15) *Das ist ja nicht so schwierig.*

(16) *Das ist doch nicht so schwierig.*

(17) *Das ist im Grunde nicht so schwierig.*

(18) *Das ist eigentlich nicht so schwierig.*

(19) *Das ist nicht so schwierig, klar?!*

(20) *Du hast doch wohl nicht gemeint, daß das so schwierig ist!*

In sämtlichen Beispielen wird der assertive Typ realisiert. Der Sprecher möchte dem Partner eine Information, nämlich den propositionalen Gehalt 'X ist nicht so schwierig' bekannt machen. Mit anderen Worten: Der Sprecher will erreichen, daß der Hörer den propositionalen Gehalt 'X ist nicht so schwierig' glaubt. Die relevanten Relationen, die in diesen sprachlichen Formen zum Ausdruck gebracht werden, können wie folgt beschrieben werden:

In (14) findet man einen neutralen assertiven Akt, keine besondere Relation wird versprachlicht (*neutrale Mitteilung*).

Mit (15) reagiert der Sprecher auf eine Partneräußerung, auf ein Partnerverhalten, auf ein vermutetes Partnerwissen positiv oder drückt aus, daß er eine positive Partnerreaktion erwartet (*Zustimmung*).

In (16) steht der Sprechakt im Widerspruch mit einer vorangehenden Partneräußerung, mit dem vermuteten Wissen oder mit der vermuteten Meinung des Partners (*Widerspruch*).

In (17) und (18) drückt der Sprecher aus, daß er die Äußerung, das Verhalten oder die vermutete Meinung des Partners versteht, daß er aber trotzdem einen propositionalen Gehalt äußert, wobei er meint, daß dieser mit den erwähnten Elementen der Situation im Widerspruch steht (*partieller Widerspruch*).

(19), falls es mit starker Intonation geäußert wird, drückt den Widerspruchscharakter verstärkt aus. Es kann z.B. in Streitgesprächen benutzt werden, wenn der Sprecher den Sachverhalt schon geäußert hat, wenn der Partner dies aber nicht angenommen hat. So wird mit ihr oft auch eine Kritik der Kooperationsbereitschaft des Partners ausgedrückt (*verstärkter Widerspruch*).

Mit (20) drückt der Sprecher schließlich aus, daß er hofft, daß dieser Inhalt dem Wissen, bzw. der Meinung des Partners nicht widerspricht, daß er dies jedoch zugleich befürchtet (*vermuteter, befürchteter Widerspruch*).

Was für einen konkreten Sinn die Äußerungen haben, wird nur im konkreten Text deutlich. Dazu muß man wissen, wer der Sprecher und wer der Hörer ist, was der Hörer bisher gesagt hat, wie sich der Hörer verhalten hat, wie gut sich Sprecher und Hörer einander kennen, wie ihre Beziehung zueinander ist, was das Thema des Gesprächs ist, wie persönlich Sprecher und Hörer vom Thema berührt werden, etc. Die Bedeutung der sprachlichen Form beinhaltet nur die Charakteristik der Relation, ob sie *positiv, neutral, negativ, stark negativ* oder *zurückhaltend, aber negativ* ist, nicht aber ihren konkreten Bezugsbereich.

*b. Verhältnis zu den Voräußerungen des Sprechers, evtl. zur Wissensbasis des Sprechers, die auch dem Partner bekannt sein sollte*

Der Sprecher kann sich selbst zustimmen, seinen Äußerungen einen stärkeren Nachdruck geben oder sich selbst korrigieren. Typische Ausdrucksformen wären hier für die positive Relation:

(21) *wie gesagt, wie schon erwähnt, also noch mal etc.*

für die negative Relation:

(22) *also, besser gesagt, ich wollte sagen, doch, oder doch, ne Quatsch etc.*

Wenn der Sprecher seine eigene Meinung nur teilweise korrigiert, wenn er also ausdrückt, daß die Äußerung seinen eigenen Voräußerungen nur teilweise widerspricht, teilweise aber diese bestätigt, verwendet er *jedenfalls*:

(23) *Ich glaube, die ungarischen Fußballspieler wissen gar nicht, was ein Ball ist. Nee, das ist vielleicht doch ein bißchen übertrieben, für X jedenfalls ist der Ball ein störender Faktor im Spiel.*

In diesem Beispiel hat der Sprecher mit *doch* ausgedrückt, der propositionale Gehalt des Sprechaktes steht im Widerspruch zu seiner eigenen vorangehenden Äußerung. Durch *vielleicht* wird dieser Widerspruchscharakter geschwächt. Mit *jedenfalls* wird dann in der dritten Äußerung die Information eingeführt, deren Verhältnis zur ersten Äußerung zwar mit Einschränkungen, aber doch positiv ist.



### *c. Verhältnis zum propositionalen Gehalt der Äußerung*

Ebenso kann in der Äußerung die Relation versprachlicht werden, die zwischen dem Sprechakt und dem propositionalen Gehalt oder dessen Teil besteht. Mit der folgenden Äußerung, die auch einen assertiven Akt realisiert, drückt der Sprecher zugleich seine Kritik gegenüber der angesprochenen Person aus:

(24) *(Er sollte aber kommen.) Er weiß doch, daß wir diesen Termin ausgemacht haben.*

### *d. Verhältnis zur gesellschaftlichen Stellung des Kommunikationspartners*

Diese Relation ist im Deutschen vor allem in den Realisierungen des direktiven Aktes relevant. Anders fordert man ein Kind und anders einen Chef auf. Die nächsten Beispiele zeigen den Unterschied deutlich:

(25) *Wirst du wohl den Mund halten?* (sozial niedriger stehender Partner, z.B. Kind)

(26) *Darf ich Sie darum bitten, jetzt ein bißchen still zu bleiben?* (sozial höher stehender Partner, z.B. Chef)

Im Deutschen kann man die sprachlichen Formen, welche die Relation der Aufforderungen zur gesellschaftlichen Stellung des Partners ausdrücken, in eine Skala einordnen. Einige Aufforderungsformen kann man nur gesellschaftlich niedriger stehenden Personen gegenüber äußern, wie etwa beim Militär, Kindern oder anderen Partnern gegenüber, die in der kom-

munikativen Situation stark benachteiligt sind. Diese nennt man Befehle. Am anderen Ende der Skala befindet sich die höflich formulierte Bitte, die man gesellschaftlich höher stehenden Personen sagt:

(27) Befehl; gegenüber einer sozial niedriger stehenden Person:

*Zur Wand!*

*Abtreten!*

*Mensch! Leise!*

*Wirst du wohl den Mund halten?*

*Jetzt wird aber geschlafen!*

*Du wirst jetzt schlafen gehen!*

*Du gehst jetzt schlafen!*

(28) neutrale Aufforderung; sozial gleichrangiger Partner, neutrale Situation:

*Geh schon schlafen!*

*Komm her!*

*Füllen Sie das Formular sorgfältig aus!*

*Sie müssen die Fehler noch korrigieren!*

(19) Bitte; sozial höher stehender Partner bzw. Hochschätzung des Partners:

*Korrigieren Sie bitte noch die Fehler!*

*Wollen Sie bitte die Fehler noch korrigieren?*

*Ich würde Sie gern bitten, das Licht anzumachen!*

*Darf ich Sie bitten, hier nicht zu rauchen?*

*Könnten Sie mir eventuell ein Glas Wein ausschenken?*

Die Liste stellt eine Skala dar, die vom groben Befehl bis zur höflichen Bitte reicht. Die Liste ist natürlich nicht vollständig, weil das Deutsche an Aufforderungsformen besonders reich ist: man kann die zur Situation und zum jeweiligen Kommunikationspartner passende Form sehr fein und sorgfältig auswählen. Außerdem kann man sämtliche Formen mit verschiedenen Intonationen aussprechen, so kann die Skala noch verfeinert werden. In diesen Formen kommt nicht nur die reale soziale Stellung des Partners, sondern auch die Schätzung des Partners von dem Sprecher zum Ausdruck: die reale soziale Stellung determiniert aber auch die Wahl.

#### *e. Verhältnis zur Textsorte*

Im Deutschen fordern einige Textsorten bestimmte Realisierungen der Sprechakte. So wird eine Aufforderung zum Zahlen in einem Kaufgespräch anders formuliert als in einer schriftlichen Rechnung:

(30) *Sie sollen an der Kasse zahlen!*

(31) *Wir bitten Sie, den Rechnungsbetrag innerhalb von acht Tagen auf das Postscheckkonto Nr 85695412 zu überweisen.*

Ebenso wird in einem privaten Gespräch dieselbe Information anders mitgeteilt als in einer schriftlichen Benachrichtigung:

(32) *Du hast das Stipendium bekommen!*

(33) *Es freut mich, Ihnen mitteilen zu können, daß Ihnen ein Stipendium zugesagt wurde.*

Aus der empirischen Beobachtung ergibt sich, daß im Deutschen zwei sprachliche Formen in erster Linie dazu dienen, das Verhältnis des Sprechaktes zur Textsorte zu markieren. Sie sind erstens die explizit-performativen Formen, die in den offiziellen Texten (*offizielles Gespräch, Verhör, Benachrichtigung, Rechnung, schriftliche Warnung* etc.) benutzt werden. Außerdem sind die kurzen Infinitiv-, Partizip- und Nominalsätze in der Funktion der Aufforderung für Informationsgespräche, für Durchsagen und für Hinweis- und Verbotsschilder charakteristisch und in diesen Textsorten haben sie keinen Befehlscharakter sondern wirken neutral:

- (34) *Hier geradeaus, dann nach links, nach rechts, dann weiterfragen.*  
(Informationsgespräch auf der Straße)
- (35) *Alle aussteigen.* (Durchsage)
- (36) *Langsam fahren. Straße nicht gestreut.* (Hinweisschild)
- (37) *Rauchen verboten* (Verbotsschild)

Auf der einzelsprachlichen Ebene untersucht man also einzelsprachliche Ausdrucksmittel, mit denen man die grundlegenden Illokutionstypen in einer Sprache realisieren kann. Dabei bemerkt man, daß mit diesen sprachlichen Formen außer der grundlegenden Sprecherabsicht auch Relationen zu den Elementen der kommunikativen Situation ausgedrückt werden.

## 8. Sprechakte auf der individuellen Ebene: Sprechakte in der Analyse

Die dritte Ebene ist im Modell von Coseriu die Ebene, die durch die individuelle Situation determiniert wird, zugleich die Ebene der Analyse. Die vollständige Erklärung des Phänomens *Sprechen* besteht bei Coseriu aus drei Teilen: aus der allgemeinen *Theorie*, aus der einzelsprachlichen *Beschreibung* und aus der konkreten *Analyse*. Diesem Modell folgend bleibt auch für die Erklärung des Sprechaktbegriffes eine letzte Aufgabe übrig: die Analyse von Sprechakten in konkreten Texten und Gesprächen. Die abstrakten Sprechakttypen werden in einer Einzelsprache mit einzelsprachlichen Formen realisiert, die zugleich einzelsprachlich spezifische Relationen ausdrücken. Aufgrund der isolierten sprachlichen Formen kann man beobachten, welcher grundlegende Sprechakttyp realisiert wird und wie die Relation des Sprechaktes zu irgendeinem Element der kommunikativen Situation charakterisiert wird (*neutral, positiv, negativ* etc.). Zwischen welchen konkreten Elementen der Situation die eingangs beschriebene Relation besteht, kann man nur entscheiden, wenn man die konkrete individuelle Situation kennt. Dies zu bestimmen ist die Aufgabe der Analyse. Auf diese Weise kann man auch aus der konkreten Situation auf hintergründige Inhalte schließen.

Hier wird von drei Hypothesen ausgegangen:

- a. Da sowohl monologische Texte als auch Gespräche aus Äußerungen bestehen, die im allgemeinen Sprechakttypen mittels einzelsprachlicher Formen realisieren und deren Relationen zur Situation zum Ausdruck

bringen, können sowohl in den monologischen Texten als auch in den Gesprächen diese Äußerungen im einzelnen analysiert und erklärt werden.

- b. Dabei kann man von den allgemeinen abstrakten Sprechakttypen ausgehen, aber man muß auch die einzelsprachlich relevanten Relationen berücksichtigen.
- c. Gerade mit der Einführung des Begriffes der einzelsprachlich-kulturell relevanten Relation wird es möglich, die konkreten Äußerungen in einem Text auf abstrakte Grundtypen zurückzuführen.

Um dies zu zeigen, wird hier ein kurzes Textbeispiel gewählt, in dem sowohl monologische als auch dialogische Textteile vorhanden sind:

*DIE TAGE BIS DIENSTAG wurden der Burger zur Ewigkeit. Nachts wälzte sie sich schweißnaß im Bett oder stand auf und wanderte durch die Wohnung; in der Nacht von Montag auf Dienstag schluckte sie, was sie seit Jahren nicht mehr getan hatte, eine Schlaftablette. [...] Das Geschirr spülte sie besonders gründlich, als würde es später von jemandem kontrolliert werden. Sie legte frischgewaschene Tischdecken auf und Schondecken auf Couch und Sessel, Zierdecken auf Kommode und Fernsehapparat.*

*»So, jetzt können sie kommen. [1] Du ziehst deinen besten Anzug an und bindest die Krawatte um, die wir in Paris gekauft haben.« [...]*

*[2] »Setz dich doch endlich« sagte Burger, »dein Herumgelaufe macht mich nervös. Kümmere dich lieber um den Kaffee und um den Kuchen.«*

*[3] »Das ist mal wieder typisch für dich. Während ich vor Aufregung sterbe, denkst du nur ans Essen. [...] «*

*Die Gmeiner sah aus dem Fenster und erschrak. Tonlos sagte sie: [4] »Er kommt. Er ist schon da. Er steigt aus dem Auto. Die Edith ist auch dabei.«*

Als die Glocke anschlug, stürzte sie zum Knopf des elektrischen Türöffners. Eine Minute später standen Horst und Edith in der Wohnung.

[5] »Tag Mutter«, sagte Horst.

[6] Edith nickte nur leicht; die beiden Frauen gaben sich nicht die Hand. Burger war aufgestanden und verbeugte sich förmlich vor Edith. Die sah über den alten Mann hinweg.<sup>12</sup>

Im einführenden monologischen Teil verläuft eine Kommunikation zwischen dem Autor und dem Leser. Der Autor beschreibt den Hintergrund der Situation, in welcher der Dialog stattfinden wird. Dabei kommuniziert er mit einem unbekanntem Leser, mit dem er keine persönlichen Kontakte hat, den er auch nicht kennt. Es wird hier dementsprechend kein persönlicher Kontakt zwischen Schriftsteller und Leser ausgebaut. Im Mittelpunkt stehen die vermittelten Informationen, die zur korrekten Interpretation des darauffolgenden Dialogtextes unentbehrlich sind. Dementsprechend werden keine Relationen zwischen dem Sprechakt und dem Leser ausgedrückt. Diese Sprechakte sind alle neutrale Mitteilungsakte, d.h. Realisierungen des assertiven Sprechakttyps ohne den sprachlichen Ausdruck einer besonders spezifizierten Relation.

Eine andere Frage ist, wie diese Äußerungen miteinander verbunden sind und wie sie einen konnexen Text aufbauen. Dies bleibt bei der Analyse der einzelnen Sprechakte unberücksichtigt.

Aus dem Dialogtext werden hier einige besonders interessante Äußerungen hervorgehoben. Als Hintergrund muß man wissen, daß es sich in dieser Novelle um zwei alte Leute handelt, die sich ineinander verlieben und trotz aller Konflikte mit Verwandten und Bekannten die Ehe schließen. Kurz nach der geheim gehaltenen Hochzeitsfeier erwarten sie zu Hause

den Sohn der alten Frau, sowie seine Frau, zu denen sie kein gutes familiäres Verhältnis haben.

[1] Die alte Frau fordert ihren Mann auf, sich ordentlich anzuziehen. Hier findet man zwei Sprechakte, die durch die gleiche Illokution verbunden sind, aber zwei Propositionen enthalten: Der Mann wird aufgefordert, den besten Anzug anzuziehen und die Krawatte umzubinden. Die beiden Sprechakte sind Realisierungen des direktiven Typs. Dabei wird ausgedrückt, daß der Hörer in dieser Situation niedriger steht als die Sprecherin: die Aufforderung hat einen Befehlscharakter. Das ist die sprachlich gegebene Bedeutung der einzelsprachlichen Form. In der konkreten Situation kann dies auch konkreter erklärt werden, es folgt daraus nämlich ein hintergründiger Inhalt: die alte Frau übt hier Herrschaft über ihren Mann aus, Widersprechen wird ausgeschlossen.<sup>13</sup>

[2] Der zweite analysierte Sprechakt ist wiederum Realisierung des direktiven Typs. Mit *doch endlich* kommt zum Ausdruck, daß die Proposition der Äußerung in Widerspruch steht mit dem jetzigen Verhalten des Partners. So enthält die sprachliche Bedeutung die Komponente 'Kritik des Partnerverhaltens'. Wenn man die Novelle kennt, kann man aufgrund der Kenntnis des Charakters des alten Bürger vermuten, daß diese Aufforderung mit der Kritik in dieser Situation beruhigend wirkt: es ist überflüssig, so hektisch herumzulaufen.

[3] Der dritte Sprechakt ist die Realisierung des assertiven Typs. Aufgrund der sprachlichen Bedeutung können wir dies im Deutschen als neutrale Mitteilung einstufen. Erst im konkreten Kontext, aus der nachfolgenden Äußerung wird es klar, daß dieser Sprechakt einen Vorwurf darstellt. Der Vorwurfscharakter gehört aber weder zur grundlegenden Illokution,



noch zu den einzelsprachlich ausgedrückten Relationen, sondern zum text-spezifischen Sinn.

[4] Hier folgen vier Sprechakte, die alle Realisierungen des assertiven Typs darstellen. Im Kommentar des Schriftstellers wird auch eine Information zur Intonation gegeben: tonlos, das heißt ganz leise werden diese Mitteilungen ausgesprochen. Damit wird auch eine emotive Komponente zu den Sprechakten mitausgedrückt. Was das konkret bedeutet, wird aber nur im Text sichtbar: Sie ist erschrocken, daß der Sohn und auch seine Frau da sind, sie hat Angst vor diesem Besuch.

[5] Die hier aufgeführte Handlung ist eine einzelsprachlich bzw. kulturell festgelegte soziale Handlung, aber m.E. kein Sprechakt im Sinne von Searle: keine kommunikative Absicht steht dahinter. In unserer Gesellschaft ist es durch Normen festgelegt, daß bekannte Leute beim Treffen einander mit bestimmten Äußerungen begrüßen. Der Sprecher will damit nichts besonderes erreichen, der Hörer erfährt daraus auch nichts. Vielmehr drückt der Sprecher (hier die Sprecherin) mit dem Weglassen der Begrüßung etwas aus, wie dies im Beispiel [6] der Fall ist: das Wegbleiben dieser sozial festgelegten Handlungen weist auf etwas besonderes in der kommunikativen Situation hin. Dies kann nur in einer konkreten individuellen Situation interpretiert werden, denn dies gehört zum Sinn. Hier wird damit ausgedrückt, daß das Verhältnis zwischen Edith und der Gmeiner kalt und unfreundlich ist, daß Edith mit den alten Leuten nicht in persönlichen Kontakt treten möchte.

## 9. Fazit

Wir haben hier mit den Möglichkeiten des Begriffs *Sprechakt* gespielt. Als zusammenfassende Bemerkung kann festgestellt werden: Das Spiel ist gelungen, der Sprechaktbegriff kann für bestimmte Zwecke erfolgreich gebraucht werden. Das grundsätzliche theoretische Problem der Sprechakttheorie, d.h. ob Sprechakte universal oder einzelsprachlich sind, kann gelöst werden mit Hilfe eines weiteren Begriffs, mit dem der einzelsprachlich relevanten Relation. Im weiteren ergibt sich die Möglichkeit, den Begriff des Sprechaktes ins Modell von Coseriu einzubauen und auf den drei Ebenen des Sprechens, nämlich auf der allgemein-sprachlichen, auf der historisch-einzelsprachlichen und auf der individuellen Ebene zu interpretieren. Auf diese Weise ermöglicht uns der Sprechaktbegriff, adäquates sprachliches Verhalten in verschiedenen kommunikativen Situationen relativ einfach und anschaulich, praxisorientiert, aber zugleich theoretisch anspruchsvoll zu beschreiben. Dies ist aus dem Aspekt „Deutsch als Fremdsprache“ und demzufolge aus dem Aspekt der Auslandsgermanistik von besonders großem Belang.

## Anmerkungen

- <sup>1</sup> vgl. dazu Linke u.a. (1991:79)
- <sup>2</sup> vgl. Habermas 1976 und 1981
- <sup>3</sup> Dies wird in vielen modernen Lehrwerken praktiziert. Ein Wegbereiter war dabei das Lehrwerk *Deutsch aktiv*. Man muß in diesem Zusammenhang auch auf Baldegger u.a. hinweisen.

- 4 Sprechakttheorie als Modell für die Beschreibung von Partikelfunktionen und für den kontrastiven Partikelvergleich S. bei Péteri 1993 und 1994.
- 5 Wunderlich definiert den Satz als sprachliche Form des Sprechaktes, die auf der zweiten (semantischen) Interpretationsebene eine Bedeutung hat. vgl. Wunderlich (1976:68f.)
- 6 vgl. Austin (1962)
- 7 Schon bei Searle (1969)
- 8 vgl. Searle (1982:31ff.)
- 9 Beispiele von Kawashima (1989:279)
- 10 Coseriu berücksichtigt in seinem Modell die Sprechakttheorie überhaupt nicht. Sprecherabsichten werden bei ihm im allgemeinen nur auf der dritten Ebene behandelt: sie sind Bestandteile des textspezifischen Sinns. Hier versuche ich aber zu zeigen, daß die beiden Modelle, das von Coseriu und das des Sprechaktes miteinander kompatibel sind.
- 11 vgl. Coseriu (1988:131)
- 12 Das Textbeispiel stammt aus einer Novelle von Max von der Grün: Grün, Max von der (1982): Späte Liebe. Darmstadt und Neuwied.
- 13 Das ist der *Sinn* der Äußerung, wie dies in Coseriu (1988:181ff.) definiert wird.

## Literatur

- ALTMANN, HANS: (1987): Zur Problematik der Konstitution von Satzmodi als Formtypen. In: Meibauer, Jörg (Hrsg.): Satzmodus zwischen Grammatik und Pragmatik. Tübingen. S. 22-56.
- AUSTIN, JOHN L. (1962): How to do things with words. The William James Lectures delivered at Harvard University in 1955. Cambridge. dt.: (1979): Zur Theorie der Sprechakte. Stuttgart.

- BALDEGGER, MARKUS u.a. (1980): Kontaktschwelle Deutsch als Fremdsprache. Berlin u.a.
- BALLMER, THOMAS T.: (1979): Probleme der Klassifikation von Sprechakten. In: Grewendorf, G. (Hrsg.): Sprechakttheorie und Semantik. Frankfurt/M. S. 247-274.
- HABERMAS, JÜRGEN: (1976): Was heißt Universalpragmatik? In: Apel, K. O. (Hrsg.): Sprachpragmatik und Philosophie. Frankfurt/M. S. 174-272.
- HABERMAS, JÜRGEN (1981): Theorie des kommunikativen Handelns (2 Bde). Frankfurt.
- KAWASHIMA, ATSUO (1989): Textsorte und Partikeln im Japanischen und im Deutschen. In: Weydt, Harald (Hrsg.): Sprechen mit Partikeln. Berlin - New York. S. 276-281.
- LINKE, ANGELIKA - NUSSBAUMER, MARKUS - PORTMANN, PAUL R. (1991): Studienbuch Linguistik. Tübingen.
- NEUNER, GERD u.a. (1987): Deutsch *aktiv* Neu 1.B. Berlin u.a.
- PÉTERI, ATTILA (1993): Es ist doch nicht so schwierig. Möglichkeiten und Grenzen der Übersetzung deutscher Partikeln ins Ungarische am Beispiel von *doch*. In: Kohn, János (Hrsg.): *Transfere necesse est*. Aktuelle Fragen der Übersetzung. Szombathely. S. 81-95.
- PÉTERI, ATTILA: Partikelsyntax oder Partikelpragmatik? Ein Beitrag zu aktuellen Fragen der Partikelforschung. In: Ágel, Vilmos - Szabó, Rita (Hrsg.): *Deutsche Grammatik? Ja, aber meine!* (in Vorbereitung)
- ROSENGREN, INGER (Hrsg.) (1981): Sprache und Pragmatik. Lunder Symposium 1980. Lund.
- SEARLE, JOHN R. (1969): *Speech Acts - An Essay in the Philosophy of Language*. Cambridge. dt.: (1971): *Sprechakte*. Frankfurt/M.

SEARLE, JOHN R. (1979): Expression and Meaning. Studies in the Theory of Speech Acts. Cambridge. dt.: (1982): Ausdruck und Bedeutung. Untersuchungen zur Sprechakttheorie. Frankfurt.

WEYDT, HARALD (1981): Sprechakt, Satz und Text. In: Rosengren (1981) S. 249-258.

WUNDERLICH, DIETER (1976): Studien zur Sprechakttheorie. Frankfurt/M.



## TEXTKONSTITUTION UND TEXTKOMPETENZ

1. Zentrale Konstitutionsebenen des Textes
2. Textkompetenz als spezifisches Kenntnissystem
3. Voraussetzungen und Bedingungen des Textverstehens auf kommunikativ-funktionaler Ebene (sog. Sinnverstehen)
4. Exemplarische Verstehensanalyse

### 1. Zentrale Konstitutionsebenen des Textes

Im Mittelpunkt textlinguistischer Fragestellungen steht von Anfang an das Problem der Textkonstitution. Während sich die Forschung zunächst fast ausschließlich auf grammatische (d.h. syntaktische und semantische) Bedingungen konzentriert, wird seit der sog. pragmatischen Wende in der Linguistik die Konstitution von Texten primär unter kommunikativ-pragmatischen bzw. handlungstheoretischen Aspekten gesehen. Das bedeutet: Die Beschreibung der Textkonstitution, d.h. der allgemeinen Bedingungen, die ein sprachliches Gebilde erfüllen muß, um überhaupt als Text zu gelten, hat auf mehreren, eng miteinander verbundenen sprachtheoretischen Ebenen zu erfolgen, auf der pragmatischen, der thematischen und der grammatischen Ebene.

Die Annahme dieser Konstitutionsebenen trägt der Definition des Textes als einer komplexen sprachlichen Handlung Rechnung. Sie entspricht der innerhalb der Sprechakttheorie üblichen Aufgliederung des einfachen Sprechakts in drei verschiedene Teilakte (etwa in einen illokutionären Akt, einen propositionalen Akt und einen Äußerungsakt bei Searle). Dabei

ist der illokutionäre Akt der kommunikativ-pragmatischen Ebene zuzuordnen; der propositionale Akt wird auf der thematischen Ebene und der Äußerungsakt auf der grammatischen Ebene erfaßt. Die terminologische Differenz zum Modell von Searle ist nicht willkürlich; sie verweist darauf, daß die Ebenen der Textkonstitution umfassender definiert sind als die auf einfache sprachliche Handlungen beschränkten Unterscheidungen Searles.<sup>1</sup>

*Die Textkonstitution auf grammatischer Ebene* oder kurz: die grammatische Textkonstitution umfaßt vor allem die syntaktisch-semantischen Bedingungen der Textkohärenz. Es geht dabei im wesentlichen um zwei textkonstitutive Prinzipien: um das Rekurrenz- und das Konnexionsprinzip. **Rekurrenz** meint die Wiederholung und Wiederaufnahme von sprachlichen Einheiten in aufeinanderfolgenden Sätzen eines Textes; **Konnexion** bezeichnet demgegenüber die Verknüpfung von Propositionen. Beide Formen textueller Kohärenz können explizit (d.h. durch bestimmte grammatische Mittel wie z.B. Pro-Formen oder Konjunktionen) und implizit (d.h. semantisch-kognitiv) realisiert sein.

*Die thematische Konstitution von Texten* bezieht sich auf die Bedingungen thematischer Textkohärenz, d.h. auf den kognitiven Zusammenhang, den der Text zwischen den in den Sätzen ausgedrückten Sachverhalten (Propositionen) herstellt (auf die sog. Makrostruktur).

*Bei der pragmatischen Textkonstitution* geht es schließlich um den Handlungscharakter von Texten. Ich möchte auf diesen Aspekt im folgenden genauer eingehen. Doch zuvor soll der Begriff der Textkompetenz eingeführt und auf die Konstitutionsebenen des Textes bezogen werden.



## 2. Textkompetenz als spezifisches Kenntnissystem

Die Textkompetenz kann als ein komplexes Kenntnissystem sui generis aufgefaßt werden. Wenn auch Struktur und Aufbau der Textkompetenz und ihr Zusammenwirken mit anderen sprach- und kommunikationsbezogenen Kenntnissystemen noch weitgehend ungeklärt ist, so kann man doch davon ausgehen, daß die Prinzipien der grammatischen, der thematischen und der pragmatischen Textkonstitution (das Struktur- und Funktionswissen) sowie ihre textsortenspezifischen Ausprägungen und Restriktionen (das Textsortenwissen) den Kern der Textkompetenz ausmachen. Es handelt sich dabei zwar nicht um die einzigen, wohl aber um die zentralen Komponenten der Textkompetenz, sie bilden die Grundlage für die Produktion und die Rezeption von Texten. Hinzu kommen natürlich noch andere, nicht primär textbezogene Kenntnissysteme (wie das allgemeine und spezifische Sprachwissen sowie das Kommunikations- und Sachwissen).<sup>2</sup>

Im folgenden soll nun ein wesentlicher Ausschnitt aus der pragmatischen Komponente der Textkompetenz näher betrachtet werden: die Konstitution des **Textsinns** oder handlungstheoretisch formuliert - die Konstitution kommunikativer Funktionen bzw. Textfunktionen.

Die Textkompetenz kann unter dem Produktions- oder dem Rezeptionsaspekt gesehen werden, die sich nur in idealer Hinsicht entsprechen.

Ich stelle nun den Verstehens- bzw. Rezeptionsaspekt in den Vordergrund meiner weiteren Ausführungen, indem ich den Bedingungen textuellen Sinn- bzw. Funktionsverstehens im einzelnen nachgehe.

### 3. Textverstehen auf kommunikativ-funktionaler Ebene

Es geht dabei weniger um die mentalen Abläufe bei der Rezeption von Texten selbst, als vielmehr um die vom sprachlichen Handlungssystem bedingten Voraussetzungen und Bedingungen solcher Textverstehensprozesse. Die Frage lautet: Welche konventionell geltenden und damit zur Textkompetenz des (idealen) Sprecher-Hörers gehörenden textuellen und kontextuellen, sprachlichen und nichtsprachlichen Mittel steuern das Erfassen des Textsinns bzw. der Textfunktion?

Diese Problemstellung wird in der gegenwärtigen textlinguistischen Forschung in unterschiedlicher Weise behandelt. Zu nennen sind hier vor allem das Illokutionstrukturkonzept und der textfunktionale Ansatz.

*Das Illokutionsstrukturkonzept*<sup>3</sup> definiert den Text als hierarchisch strukturierte Abfolge von elementaren sprachlichen Handlungen (sog. illokutiven Handlungen); es wird also eine dominierende Handlung angenommen, die das Gesamtziel bzw. die Gesamtfunktion des Textes bezeichnet. Das Illokutionsstrukturkonzept wirft eine Reihe von kritischen Fragen auf, etwa zum Zusammenhang von Illokutionsstruktur und syntaktischer wie thematischer Struktur des Textes, aber auch zur Beziehung zwischen Illokutionsstruktur und textueller Gesamtfunktion. Mein Haupteinwand besteht darin, daß man Sätzen nur bei einer isolierten Betrachtung eine illokutive Rolle zuordnen kann. Sind sie in die Ganzheit "Text" integriert, besitzen sie in der Regel keine unmittelbare Handlungsqualität; sie erfüllen vielmehr bestimmte textinterne Funktionen, vor allem im Hinblick auf den thematischen Aufbau des Textes (Situierung-, Spezifizierungs- oder Begründungsfunktion usw.). Der Handlungscharakter kommt dem Text als Ganzem zu und wird durch die Textfunktion bezeichnet. Ich vertrete deshalb den textfunktionalen Ansatz.<sup>4</sup>

Unter Anknüpfung an die Arbeit "Text und Kommunikation" (1976) von E.U. Große definiere ich die Textfunktion als die im Text mit be-

stimmten, konventionell geltenden, d.h. in der Kommunikationsgemeinschaft verbindlich festgelegten Mitteln ausgedrückte Kommunikationsabsicht des Emittenten. Es handelt sich also um die Absicht, die der Rezipient erkennen soll, sozusagen um die Anweisung des Emittenten an den Rezipienten, als was dieser den Text insgesamt auffassen soll. Die Textfunktion ist von der "wahren" Intention des Emittenten (Große spricht von der "geheimen Intention") zu unterscheiden, die zwar der Textfunktion entsprechen kann, nicht aber unbedingt mit ihr übereinstimmen muß.

Unter handlungstheoretischen Aspekten können nun die folgenden fünf textuellen Grundfunktionen aufgestellt werden:<sup>5</sup>

die *Informationsfunktion* (konstitutiv für Nachrichten, Berichte, Beschreibungen, Gutachten usw.), die *Appellfunktion* (konstitutiv für Werbeanzeigen, Propagandatexte, Anleitungen, Gesetze, Predigten, Anträge usw.), die *Obligations- oder Selbstverpflichtungsfunktion* (konstitutiv für Vorträge, Garantie-Erklärungen, Angebote usw.), die *Kontaktfunktion* (konstitutiv für Gratulations-, Kondolanzschreiben, Ansichtskarten usw.) und die *Deklarationsfunktion* (konstitutiv für Ernennungsurkunden, Bevollmächtigungen, Bescheinigungen usw.).

Diese von mir vorgeschlagene Klassifikation von Textfunktionen geht zwar von der Illokutionstypologie Searles aus<sup>6</sup>, beruht aber (im Unterschied zu Searle) auf einem einheitlichen Kriterium, und zwar auf der Art des kommunikativen Kontakts, den der Emittent mit dem Text dem Rezipienten gegenüber zum Ausdruck bringt. So läßt sich eine homogenere Klassifikation erreichen.

Ich gehe nun davon aus, daß der Kommunikationsmodus des Textes insgesamt in der Regel nur durch *e i n e* Funktion bestimmt wird (dominierende Kommunikationsfunktion oder Textfunktion), wenn auch für einen Text durchaus mehrere Funktionen (sog. Zusatzfunktionen) charakteristisch sein können, z.B. die Kontaktfunktion im Geschäftsbrief mit dominanter Obligationsfunktion (Auftragsbestätigung mit Dank für den Auftrag).<sup>7</sup>

Die Textfunktion als die im Text konventionell ausgedrückte (dominierende) Handlungsabsicht des Emittenten kann entweder durch bestimmte sprachliche Formen und Strukturen direkt im Text signalisiert werden oder auch nur indirekt zum Ausdruck kommen und ist dann aus anderen innertextlichen (sprachlichen und nichtsprachlichen) sowie aus außertextlichen (kontextuellen) Merkmalen zu erschließen. Ich spreche hier - im Anschluß an die Illokutionsindikatoren der Sprechakttheorie, die allerdings nur auf einfache sprachliche Handlungen bezogen sind - von **Indikatoren der Textfunktion**.<sup>8</sup> Es handelt sich dabei also um sprachliche und nichtsprachliche Merkmale von Texten. Sie sind Teil der pragmatischen Komponente der Textkompetenz und steuern insofern das Textverstehen, als sie direkt oder indirekt auf die kommunikative Gesamtfunktion des Textes und ggf. auf weitere Funktionen (sog. Zusatzfunktionen) hinweisen, diese sozusagen anzeigen.

Es liegt innerhalb der Forschung noch keine Zusammenstellung möglicher Indikatoren für die verschiedenen textuellen Grundfunktionen vor, so daß hier nur einige Beispiele genannt werden können.

Es sind zunächst textuelle und kontextuelle Indikatoren zu unterscheiden, die jeweils sprachlicher und nichtsprachlicher Art sein können. *Textuelle Indikatoren* sind z.B. auf der grammatischen Ebene sog. explizit performative Formeln und äquivalente Satzmuster, Modi, bestimmte Adverbien und Partikelwörter sowie Einstellungsbekundungen. Auf der thematischen Ebene wären z.B. zu nennen die Art des Textthemas, die Auswahl und Anordnung der Teilthemen (oft nur durch Textvergleich als Indikator erkennbar - etwa in Zeitungsberichten), die Wahl des thematischen Musters (deskriptiv, narrativ, argumentativ usw.), der Typ der thematischen Einstellung (evaluativ, epistemisch, doxastisch, normativ, emotiv usw.). Zu den textuellen Indikatoren gehören auch bestimmte nichtsprachliche Merkmale wie z.B. das Layout oder bildliche Darstellungen (etwa in Werbeanzeigen oder Bedienungsanleitungen).

*Kontextuelle Indikatoren* betreffen zum einen die Einordnung des Textes in umfassendere sprachliche Zusammenhänge (etwa bei Zeitungstexten in bestimmte Rubriken mit entsprechenden Überschriften), zum anderen die mediale und situative Einbettung des Textes (Kommunikationsformen wie Brief, Zeitungstext, Plakat, Buch usw. sowie die Zuordnung zu einer Textsorte und zu einem Textbereich).<sup>9</sup>

Ergänzend soll noch angemerkt werden, daß zwischen stilistisch markierten und stilistisch unmarkierten Indikatoren unterschieden werden kann. Stilistisch markiert ist z.B. die Verwendung bestimmter Stilfiguren; aber auch andere sprachliche Elemente können in bestimmten Kontexten stilistisch markiert sein. Stilistische Markierung hat häufig eine indikatorische Funktion, indem sie die thematische Einstellung des Emittenten ausdrückt, die wiederum auf die Textfunktion hinweist - wenn auch nicht immer eindeutig.

Ein wesentlicher Aspekt der Indikatorenproblematik ist folglich die Frage nach der Eindeutigkeit und Relevanzabstufung von Indikatoren. Auch hier sind die Erkenntnisse noch recht vage. Es läßt sich aber soviel sagen, daß den Kontextindikatoren (insbesondere der Zugehörigkeit zu einer bestimmten Textsorte und zu einem bestimmten Text- bzw. Handlungsbereich) die ausschlaggebende Rolle bei der kommunikativ-funktionalen Interpretation von Texten zukommt. Weist der Text nämlich keine expliziten sprachlichen Indikatoren auf, oder enthält er konkurrierende sprachliche Indikatoren, d.h. Indikatoren, die auf verschiedene kommunikative Funktionen hindeuten, so läßt sich letztlich nur aufgrund von Kontextindikatoren bestimmen, welche Textfunktion tatsächlich vorliegt.

Es ist festzuhalten: Eine wichtige Aufgabe künftiger textlinguistischer Forschung besteht darin, die Indikatoren bzw. Indikatorengruppen für die textuellen Grundfunktionen im einzelnen zu bestimmen und sie - differenziert nach Textsorten und Textbereichen - hinsichtlich ihrer Aussa-

gekräft zu gewichten. Um hier weiterzukommen, ist es notwendig, Textverstehensanalysen durchzuführen.

Ich möchte nun an einem Textbeispiel illustrieren, wie eine solche Analyse auf der kommunikativ-funktionalen Ebene durchgeführt werden kann (sie ist auch auf der thematischen Ebene möglich - das kann im Rahmen dieses Vortrags aber nicht gezeigt werden.)

#### 4. Exemplarische Verstehensanalyse

Der Terminus *Verstehensanalyse* meint hier die Rekonstruktion text-funktionaler Textverständnisse, und zwar - wie bereits gesagt - weniger im Hinblick auf den Verstehensverlauf, den Prozeß des Textverstehens selbst, als vielmehr hinsichtlich der Faktoren, die das jeweilige Textverständnis bedingen.

Zur Verdeutlichung wähle ich das folgende Textbeispiel. Es handelt sich um einen Brief, den der Verkehrserzieher Studienrat XY an Herrn A., den Vater seines Schülers Otto, geschrieben hat. XY antwortet mit diesem Brief auf ein Schreiben A.'s, das schon längere Zeit zurückliegt.

(1) *Sehr geehrter Herr A.,*

(2) *eine längere Erkrankung hielt mich bislang davon ab, Ihnen auf Ihr Schreiben vom ... zu antworten. (3) Gestatten Sie mir, dies heute nach-zuholen.*

(4) *Bislang glaubte ich mich darin eins mit Ihnen, daß der Erziehungs-prozeß nur gelingen kann über eine sich gegenseitig ergänzende Zusammenarbeit zwischen Elternhaus und Schule. (5) Diese aber haben*

Sie m.E. nicht nur durch besagtes Schreiben verletzt, sondern dadurch geradezu ins Gegenteil verkehrt, daß Sie Ihren Sohn Otto von dem für den ... angesetzten Arrest fernhielten.

(6) Die von mir angeordnete und durch den stellvertretenden Schulleiter genehmigte Ordnungsmaßnahme beruhte auf folgenden Tatsachen, die ich am ... unter dem Begriff "schulschädigendes Verhalten in der Öffentlichkeit" zusammenfaßte: (7) Auf dem Heimweg von der Schule befuhr Otto am ... zum wiederholten Male den Bürgersteig der Hamburger Straße zwischen alter Schule und neuer Schule. (8) Dabei stieß er, wie ich deutlich beobachten konnte, mutwillig eine vor dem Hause des Gerichtsvollziehers Weber abgestellte Mülltonne auf die stark befahrene Fahrbahn der Hamburger Straße. (9) Als ich Otto diesbezüglich zur Rede stellte, war er wohl bereit, die Tonne wieder aufzustellen, nicht aber das für den nächsten Tag aufzugebene Aufsätzchen "Wie ich mich auf dem Heimweg von der Schule zu benehmen habe" anzufertigen. (10) Die bezeichnete Ordnungsmaßnahme hielt ich für pädagogisch wirksamer als - wie es eigentlich meine Pflicht als Verkehrserzieher dieser Schule ist - eine Anzeige wegen verkehrswidrigen Verhaltens, Gefährdung von Schulkindern und Sachbeschädigung fremden Eigentums. (11) Die spontane Weigerung Ottos gegen die getroffene Anordnung im Beisein von zwei Klassenkameraden ließ mich die Ordnungsmaßnahme auf 1 Stunde Arrest erhöhen, die Sie leider unter dem Hinweis auf Nichtzuständigkeit zurückgewiesen haben. (12) Mir ist freilich ebenso wie Ihnen bekannt, daß eine Aufsichtspflicht auf dem Schulweg nicht mehr besteht, ob deren Wahrnehmung zum Schutze von Schulkindern dem Verkehrserzieher allerdings untersagt ist, bliebe zu prüfen. (13) Da ich meinen pädagogischen Auftrag aber direkt verstehe und nicht auf dem Umweg über juristische Spitzfindigkeiten, sehe ich gern von einer Klärung dieser Frage durch die Rechtsabteilung ab und belasse es einstweilen bei der Feststellung, daß ich Ihr Verhalten mit tiefem Bedauern

zur Kenntnis nehme. (14) Ich halte es aber gleichzeitig für meine Pflicht, Sie wissen zu lassen, daß ich künftige Verkehrsdelikte Ihres Sohnes auf dem Schulweg unverzüglich der Polizei als unmittelbar zuständiger Instanz anzeigen und mutwillige Sachbeschädigungen den jeweiligen Eigentümern melden werde.

(15) Mit freundlichem Gruß

xy

Studienrat

Ich habe diesen Text in einem Einführungsseminar Teilnehmern vorgelegt, die noch kaum linguistische Vorkenntnisse besaßen. Die Fragestellung lautete: Welche kommunikative Funktion bzw. Funktionen hat der Text, d.h. welche kommunikative Absicht bzw. Absichten des Schreibers kommen im Text zum Ausdruck, und durch welche Indikatoren werden sie dem Rezipienten direkt oder indirekt angezeigt.<sup>10</sup>

Das Ergebnis läßt sich folgendermaßen zusammenfassen:

Die Teilnehmer vertraten die Auffassung, daß der Brief primär eine appellative Funktion aufweise. Paraphrase: Der Studienrat appelliert an den Vater, seine Einstellung gegenüber der sog. Ordnungsmaßnahme zu ändern und seinen Widerspruch zurückzunehmen.

Die Appellfunktion werde nicht direkt, sondern indirekt realisiert. Als Hauptindikator fungiere Segment (14), das als implizite Drohung zu interpretieren sei (explizit: Falls Sie Ihre Einstellung nicht ändern, werde ich künftig Anzeige und Meldung erstatten). Sowohl die evaluative thematische Einstellung als vor allem auch die emotive Einstellungsbekundung "mit tiefem Bedauern" in (13) seien als Appellfaktoren (im Sinne von



Große)<sup>11</sup> einzustufen. Die "wahre" Intention entspreche der Appellfunktion (der Vater solle letztlich zu einer Meinungs- und Verhaltensänderung veranlaßt werden).

Dieses Textverständnis mutet uns auf den ersten Blick recht spekulativ an. Es scheint sich von dem explizit Verbalisierten, sozusagen dem Wortlaut des Textes, recht weit zu entfernen. Unter direkter (expliziter) Perspektive hätte man zunächst ein anderes Ergebnis erwartet, nämlich daß dem Text eine informative Funktion zugesprochen worden wäre. Paraphrase: Der Studienrat informiert den Vater darüber, wie er den Vorgang (d.h. die Verhinderung der Ordnungsmaßnahme durch den Vater) bewertet und welche Konsequenzen für sein eigenes künftiges Handeln sich aus dem Verhalten des Vaters ergeben (Anzeige und Meldung).

Als Indikatoren der Informationsfunktion könnten angeführt werden:

(a) in sprachlicher Hinsicht:

die verbale Fügung "jemanden etwas wissen lassen" (14) als expliziter Indikator; die Lexeme "Feststellung" (13) und "Tatsachen" (6) sowie die Wendung "zur Kenntnis nehmen" (13) als weitere sprachliche Indikatoren (die allerdings nicht eindeutig sind); Segment (14) ist nach dieser Interpretation eine einfache (negative) Handlungsankündigung und keine Drohung, da die zu einer Drohung gehörende Aufforderungskomponente<sup>12</sup> im Text nicht ausgedrückt ist.

(b) in thematischer Hinsicht:

Es liegt dominant die deskriptive Themenentfaltung (in Form eines sog. Ereignisberichts) vor. Der betont evaluative Charakter des Briefes ist auch mit der Informationsfunktion durchaus kompatibel (Mitteilung einer Bewertung bzw. Kritik). Als "wahre" Intention könnte

angenommen werden, daß es dem Studienrat vor allem um positive Selbstdarstellung und Schuldzuweisung (an den Vater) geht.

Obwohl diese Analyse stärker textgebunden ist (es liegt sogar ein expliziter Indikator vor), blieben die Teilnehmer bei ihrer ersten, mehr spontanen Interpretation. In der folgenden Diskussion explizierten sie ihr "intuitives" Textverständnis folgendermaßen:

Der Text sei als Antwortbrief Teil eines Kommunikationsprozesses; dieser laufe in einer Dissens- bzw. Konfliktsituation ab. So rechtfertige der Studienrat seine Ordnungsmaßnahme gegenüber dem Einspruch des Vaters, erhebe einen Vorwurf bzw. Gegenvorwurf (Vorwurf der Verletzung der sich gegenseitig ergänzenden Zusammenarbeit zwischen Elternhaus und Schule) und beende sein Schreiben mit einer impliziten Drohung. (Die implizite Realisierung der Drohung wurde mit Anstands- und Höflichkeitsnormen in Verbindung gebracht). Daraus sei die appellative Funktion als dominante Textfunktion abzuleiten.

Diese Explikation verweist darauf, daß die Informanten den Duktus des Briefes auf ein komplexes Handlungsschema beziehen, das als zugrundeliegendes Textmuster angenommen wird. Dieses Handlungsschema ist Teil eines für das Alltagshandeln typischen globalen Interaktionsschemas, das folgendermaßen aufgebaut ist:

Auf den Vorwurf des Vaters (Vorwurf der Nichtzuständigkeit; vgl. Segment 11) als initiierenden Akt folgt als respondierender Schritt des Studienrats ein konventionalisierter Handlungskomplex, der sich aus Gegenvorwurf (4/5), Rechtfertigung (6-13) und (impliziter) Drohung (14) zusammensetzt.

Es sei noch angemerkt, daß dieses globale Handlungsschema, das - ausgehend vom übertextuellen Interaktionszusammenhang - mit bestimmten Textsegmenten (Propositionen und propositionalen Komplexen) in Beziehung gesetzt wird, nicht gleichzusetzen ist mit der sog. Illokutions-

struktur im Sinne des oben skizzierten Illokutionsstrukturkonzepts, das die Handlungsstruktur des Textes aus einzelnen, von den Satzmodi getragenen elementaren Sprechakten aufzubauen versucht. Das Illokutionsstrukturkonzept wird durch die Verstehensanalyse gerade nicht bestätigt.

Aus der Verstehensanalyse läßt sich nun das folgende Fazit ziehen:

Für das *Textverstehen* ergibt sich, daß es sich nicht punktuell an bestimmten sprachlichen Phänomenen (sog. Indikatoren) ausrichtet, sondern ganzheitlich organisiert ist. Das heißt: Im Verstehensprozeß wird für den Text ein Gesamthandlungsschema als zugrundeliegende Globalstruktur erkannt bzw. entworfen, das den Hintergrund bildet, auf den die sprachlichen Einzelphänomene (als Indikatoren) bezogen werden. Für die Rekonstruktion des Gesamthandlungsschemas ist die Einordnung in einen übergeordneten Handlungs- bzw. Situationszusammenhang Voraussetzung. Indikatorenkonkurrenzen werden vor der Folie des Gesamthandlungsschemas entschieden.

Für die *linguistische Textanalyse*, die gewissermaßen als methodisch kontrolliertes und systematisiertes Textverstehen aufgefaßt werden kann, gilt entsprechend, daß die Analyse der Textfunktion nicht primär an bestimmten sprachlichen Indikatoren festzumachen ist (wie es durch die Sprechakttheorie nahegelegt wird), sondern daß nach einer Beschreibung des übergeordneten textuellen Handlungs- und Situationszusammenhangs das zugrundeliegende Gesamthandlungsschema zu eruieren und mit den sprachlichen und nichtsprachlichen Indikatoren in Beziehung zu setzen ist. Die Bestimmung der Textfunktion steht dann am Ende dieses Analyseprozesses. Nur so kann die linguistische Textanalyse dem Textverstehen als einem vom Interaktionswissen geleiteten komplexen Vorgang Rechnung tragen.

## Anmerkungen

- <sup>1</sup> Zur detaillierten Darstellung der Ebenen der Textbeschreibung vgl. Brinker 1992
- <sup>2</sup> Vgl. dazu auch Coseriu 1988
- <sup>3</sup> Vgl. etwa Motsch 1987; Motsch/Viehweger 1991; Brandt/Rosengren 1992
- <sup>4</sup> Zur Kritik am Illokutionsstrukturkonzept im einzelnen vgl. Brinker 1992, S. 90 ff.
- <sup>5</sup> Vgl. dazu im einzelnen Brinker 1983 und 1992
- <sup>6</sup> In diesem Fall ist zwischen dem Rezipienten und dem Adressaten zu unterscheiden; es wird nicht das Textverständnis des Adressaten (Vater) rekonstruiert, sondern das von Lesern, die nicht Adressaten sind.
- <sup>7</sup> Vgl. Große 1976, S. 17 ff.
- <sup>8</sup> Vgl. dazu Apeltauer 1977
- <sup>9</sup> Der Terminus **Textbereich** bezieht sich auf bestimmte gesellschaftliche Bereiche und Institutionen, für die jeweils spezifische Handlungs- und Bewertungsnormen konstitutiv sind. Textbereiche können als situativ und sozial definierte "Ensembles" von Textsorten beschrieben werden. Textsorten lassen sich also bestimmten Textbereichen zuordnen und sind primär aufgrund kommunikativ-funktionaler Kriterien voneinander abgrenzbar (vgl. dazu Brinker 1993, S. 5).
- <sup>10</sup> In diesem Fall ist zwischen dem Rezipienten und dem Adressaten zu unterscheiden; es wird nicht das Textverständnis des Adressaten (Vater) rekonstruiert, sondern das von Lesern, die nicht Adressaten sind.
- <sup>11</sup> Vgl. Große 1976, S. 17 ff.
- <sup>12</sup> Vgl. dazu Apeltauer 1977

## Literatur

APELTAUER, ERNST (1977): Drohen. In: Sprengel, K. / Bald, W. / Viethen, H. (Hg.), Semantik und Pragmatik. Akten d. 11. Ling. Koll. Aachen 1976. Bd. 2. Tübingen 1977, S. 187-198.

- BRANDT, MARGARETA/ROSENGREN, INGER (1992): Zur Illokutionsstruktur von Texten. In: Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik (LiLi) 22, Heft 86: "Textlinguistik", S. 9-51.
- BRINKER, KLAUS (1983): Textfunktionen. Ansätze zu ihrer Beschreibung. In: Zeitschrift für germanistische Linguistik 11, S. 127-148.
- (1992): Linguistische Textanalyse. Eine Einführung in Grundbegriffe und Methoden. 3., durchgesehene und erweiterte Auflage. (=Grundlagen der Germanistik. Bd. 29). Berlin.
- (1993): Textlinguistik. (=Studienbibliographien Sprachwissenschaft Bd. 7). Heidelberg.
- COSERIU, EUGENIO (1988): Sprachkompetenz. Grundzüge der Theorie des Sprechens. Tübingen.
- GROßE, ERNST ULRICH (1976): Text und Kommunikation. Eine linguistische Einführung in die Funktionen der Texte. Stuttgart.
- MOTSCH, WOLFGANG (1987): Zur Illokutionsstruktur von Feststellungstexten. In: Zeitschrift für Phonetik, Sprachwissenschaft und Kommunikationsforschung 40, S. 45-67.
- MOTSCH, WOLFGANG/VIEHWEGER, DIETER (1991): Illokutionsstruktur als Komponente einer modularen Textanalyse. In: Brinker, K. (Hg.), Aspekte der Textlinguistik. (=Germanistische Linguistik 106/107). Hildesheim/Zürich/New York 1991, S. 107-132.
- SEARLE, JOHN R. (1975): Eine Taxonomie illokutionärer Akte. In: Searle, J. R., Ausdruck und Bedeutung. Untersuchungen zur Sprechakttheorie. Frankfurt 1982, S. 17-50 (Engl. Original 1975).



Imre Békési (Szeged)

## DER DOPPELTE SYLLOGISMUS

### Zusammenfassung

Der Autor untersucht die Opposition, die Relation, die in den Oberflächenstrukturen durch *aber* (französisch: *mais*, russisch: *no*, ungarisch: *de*) ausgedrückt wird. In dem Beitrag wird erörtert, daß die Opposition nicht zwischen zwei Gliedsätzen oder selbständigen Sätzen, sondern zwischen zwei Syllogismen besteht. Da der Verfasser seine Hypothese nicht im Rahmen des 'Satzes', sondern in dem der 'Äußerung' stellt, versteht er unter 'Syllogismus' nicht die abstrakte Kategorie der Logik, sondern das 'Enthymem', d.h. dessen unvollständige Gebrauchsvariante.

### 1. Vorbemerkungen

Mit der Problematik der Konkurrenz adversativer und kausaler Konjunktionen habe ich mich schon früher befaßt, aber meine Untersuchung beschränkte sich in erster Linie auf die Beschreibung einzelner Oberflächenstrukturen als Phänomenen bzw. auf ihre Häufigkeitscharakteristik (Békési 1983, 1985, 1986). Mit Anspruch auf Theoriebildung habe ich erst später Überlegungen über die Konkurrenz der oben erwähnten Relationen angestellt. Besondere Aufmerksamkeit widmete ich seit Mitte der 80er Jahre den Analysen von János S. Petőfi und den Arbeiten seiner mehr oder weniger engen Mitarbeiter über die vermutlichen Bedeutungsrelationen hinter der Oberflächenstruktur und die methodischen Bestrebungen, wie

diese zu repräsentieren sind (Petőfi 1980, 1983, Biasci 1982, Fritsche 1982, Kayser 1983, Dorf Müller-Karpusa 1982). Zur Erweiterung meiner Kenntnisse über die Problematik diente die direkte Übernahme dieser Methoden, Techniken, Erfahrungen, aber als allergrößte Inspiration für mich erwies sich die nähere Analyse eines Untersuchungsrahmens, der - meines Erachtens - von der Autorin nicht vollständig ausgefüllt worden war. Bei dieser Autorin handelt es sich um Käthi Dorf Müller-Karpusa, und der Rahmen ist die Bedeutungsstruktur [A] *aber* [B] (Dorf Müller-Karpusa 1982, S. 100-110). Zur Begründung meiner These verwende ich im weiteren den folgenden von Käthi Dorf Müller-Karpusa übernommenen Beispielsatz:

*Die Minister wechselten, aber sie (die Sekretärin) bewahrte ihre Stelle.*

Zwar bezog Dorf Müller-Karpusa ihre unten zitierte Analyse auf die konzessive Variante dieses Satzes, aber die zum Nachdenken bewegenden Gedanken in ihrer Arbeit gelten auch für den oben angeführten Beispielsatz:

Damit der Gegensatz des Beispiels [...] als solcher verständlich wird, ist es notwendig, eine Präsupposition in der Form einer Implikation zu akzeptieren, die auf unserer Weltkenntnis beruht. Sie lautet:

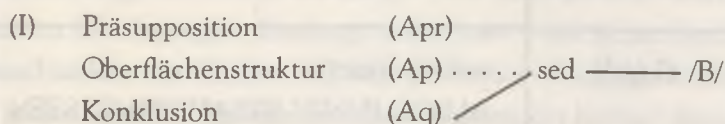
*/Apr/ Wenn die Minister wechseln, dann wechseln auch ihre Sekretärinnen.*

Diese Präsupposition sowie das erste Argument der Oberflächenstruktur des Beispiels [...] dienen als Prämissen für die folgende Konklusion, die in der Oberflächenstruktur nicht erscheint:

*/Aq/ Wir erwarten, daß die Sekretärin wechselte.*



Die sed-Relation befindet sich zwischen der in der Tiefenstruktur liegenden Konklusion und dem zweiten Argument der Oberflächenstruktur. Das Schema (I) soll diese Relation darstellen:



Der Gegensatz, durch „sed“ markiert, liegt zwischen [A<sub>q</sub>] in der Tiefenstruktur und [B] in der Oberflächenstruktur.

Aus dem langen Zitat geht hervor, daß ich die Herangensweise von Käthi Dorfmueller-Karpusa an die Problematik besonders beachtenswert finde. Was bei ihr das Schema (I) veranschaulicht, fasse ich als prinzipiellen Rahmen einer Bedeutungsstruktur auf, und im weiteren nehme ich mir vor, diesen Rahmen zu interpretieren und zu erweitern.

## 2.

Erstens fasse ich die Komponenten (pr\*), (p), (q\*) als Thesen der syllogistischen Folgerung auf, zweitens ordne ich diesen die typischen weltkonstitutiven Bedeutungsrollen aus der TeSWeST-Theorie von János S. Petőfi zu (Petőfi 1978).

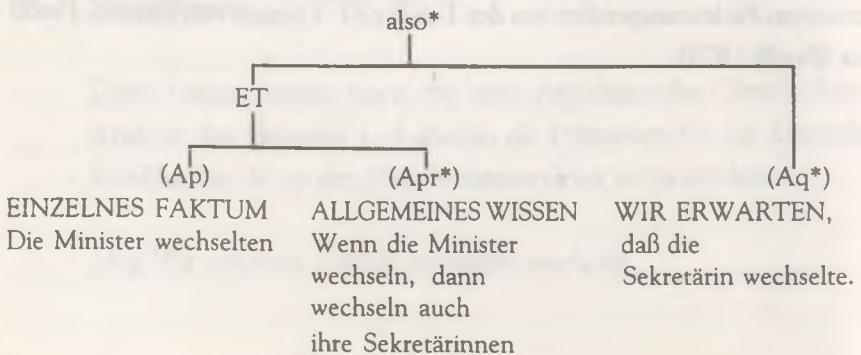
(II)

Kausale Verhältnisse:	Bedeutungsrollen:
F - G (pr*)	weltkonstitutiv ALLGEMEINES ERFAHREN-WISSEN
G - H (p)	deskriptiv EINZELNES FAKTUM
F - H (q*)	weltkonstitutiv: Erfahren EINZELNE KONKLUSION

(\* symbolisiert das implizite Dasein der Komponente.)

Die Zusammenhänge zwischen den Komponenten in der Tabelle (II) werden im Baumdiagramm (III) verdeutlicht. (Das [A] im Symbol (Ap) ist dem Schema (I) entnommen und repräsentiert das erste, mit [A] bezeichnete Glied der Bedeutungsstruktur.)

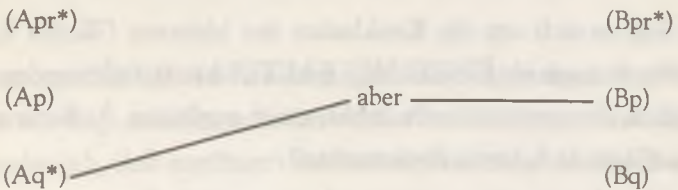
(III)



Aus dem Baumdiagramm (III) folgt die selbstverständliche Frage, ob es berechtigt sei, auch das Glied [B] des Beispielsatzes in kausalen Zusammenhängen, d.h., als eine der Thesen der syllogistischen Folgerung aufzufassen. Diese Frage beantworte ich mit „Ja“. Die Analogie wird - wenn ich mit meinen Überlegungen überhaupt recht habe - vor allem durch die Austauschbarkeit der Glieder [A] und [B] in der Wortfolge bewiesen. Dabei ändert sich aber das semantische Verhältnis der beiden Glieder zu einer konzessiven Relation.

Meine diesbezügliche Meinung habe ich übrigens im Titel meines Vortrags als These vorausgeschickt. Unter „doppeltem Syllogismus“ verstehe ich, daß die erwartungswidrige Konjunktion *aber* das Verhältnis zweier syllogistischer Folgerungen zum Ausdruck bringt. Laut meiner Auffassung ist es also möglich, auch das Glied [B] analog zum Glied [A] aufzugliedern. Sofern wir es tun, ergeben sich zwei Fragen. Erstens: Kann der dem *aber* folgende Teil des Beispielsatzes der unteren These (der kleinen Prämisse) des Syllogismus [B] gleichgesetzt werden - wie es das Schema (IV) zeigt?

(IV)



Das (Bp) erweist sich in diesem Fall als einzelnes Faktum und seine bedeutungsstrukturelle Rolle ist Deskription. Zu dieser Feststellung neigt man gern, weil sich der propositionale Inhalt der Aussage [B] (*sie bewahrte ihre Stelle*) genauso wie die Aussage [A] (*Die Minister wechselten*) als eine Tatsachenbeschreibung auffassen läßt.

Es stellt sich die Frage - und das ist wirklich eine Frage -, ob den drei Schritten der syllogistischen Folgerung (F - G, G - H, F - H) wirklich dieselben bedeutungsstrukturellen Rollen zugeschrieben werden.

- (1) Mit der großen Prämisse (F - G) scheint die bedeutungsstrukturelle Rolle ALLGEMEINES ERFAHREN-WISSEN VORSTELLUNG-GLAUBE usw. selbstverständlich verbunden zu sein.
- (2) Auch mit der kleinen Prämisse scheint die Beschreibung des EINZELNEN FAKTUMs, d.h., die DESKRIPTION verknüpft zu sein, die Deskriptionen der einzelnen Fakten sind aber keine sterilen Feststellungen mehr, sondern sie betten sich oft in WELTKONSTITUTIVE Rollen wie EINZELNE ÜBERZEUGUNG, INTENTION usw. ein.
- (3) Was „die Konklusion“ der syllogistischen Folgerung (Symbol:q) betrifft, sie bettet sich tatsächlich typischerweise in die weltkonstitutive Rolle ERWARTUNG-HOFFNUNG ein - größtenteils als Konklusion des vorderen Gliedes der mit [A] gekennzeichneten Bedeutungsganzheit.

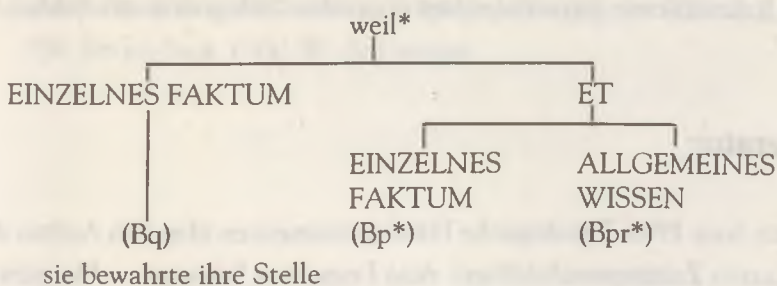
Sofern es sich um die Konklusion des hinteren Gliedes handelt, (Bq), kann sie auch als EINZELNES FAKTUM aufgefaßt werden, das hier natürlich der propositionale Inhalt einer expliziten Äußerung ist (wie dies das folgende Schema demonstriert):

(V)

WIR ERWARTEN, daß ...      Es ist FAKTUM, daß ...  
 (Aq\*) ————— aber ————— (Bq)

Die innerhalb des Syllogismus [B] als FAKTUM explizierte Konklusion wird mit Hilfe des Baumdiagramms (VI) repräsentiert.

(VI)



In der Rolle „ALLGEMEINES ERFAHREN-WISSEN“ (Bpr\*), kann hier verschiedenes WISSEN stehen. z.B.:

Sollte der neue Minister bei der Sekretärin die repräsentative Erscheinung für wichtiger halten als die berufliche Zuverlässigkeit, dann kann es sein, daß er die repräsentative Sekretärin in ihrer Position behält:

(Bp\*) EINZELNES FAKTUM: Diese Sekretärin war außergewöhnlich repräsentativ.

### 3.

Mein Anliegen möchte ich - in Anlehnung an die Folgerungen der Beispielanalyse - wie folgt zusammenfassen: Unter bedeutungsstruktureller Analyse verstehe ich, daß expliziten Bedeutungseinheiten in der Oberflächenstruktur implizite Bedeutungsstrukturen zugeordnet werden. Über zwei Bedingungen dieser Zuordnung habe ich gesprochen. Die eine ist die Zuordnungsoperation, d.h., die regeladäquate Aufeinanderfolge von Schritten (deren prinzipiellen Varianten). Diese Schritte habe ich im Falle der durch *aber* in Beziehung gesetzten Bedeutungsstruktur als kausale Zusammenhänge einer syllogistischen Folgerung beschrieben. Die andere Bedingung ist die folgerichtige Repräsentation der impliziten Komponenten

der Bedeutungsganzheit. All dies habe ich - wie es aus der Arbeit hervorging - im Rahmen eines hypothetischen doppelten Syllogismus verwirklicht.

## Literatur

- BÉKÉSI, IMRE 1983: Typologische Häufigkeitsangaben über den Aufbau der kurzen Zeitungsnachrichten: *Acta Linguistica Scientiarum Hungaricae* Tomus 33 (1-4), S. 257-271.
- 1985: Die konfrontative Untersuchung eines Typus der Textkonstruktion: *Acta Academiae Paedagogicae Szegediensis* S. 3-14., Szeged
- 1986: Bestands- und Gebrauchsebene des Konstruktionstypus. In: Heydrich-Petőfi (Hg.) *Aspekte der Konnexität und Kohärenz von Texten* (Papiere zur Textlinguistik = pt 51) S. 163-173. Hamburg: Buske
- BIASCI, CLAUDIA 1982: Konnektive in Sätzen und Texten (=pt 41) Hamburg: Buske
- DORFMÜLLER-KARPUSA, KÁTHI 1982: Konnektive Ausdrücke und konnektive Relationen. In: Fritsche (Hg.) 1982. S. 100-123.
- FRITSCHÉ, JOHANNES (Hg.) 1982: Konnektivausdrücke - Konnektiveinheiten (=pt 30) Hamburg: Buske
- KAYSER, HERMANN (Hg.) 1983: Propositionen und Propositionskomplexe (=pt 40) Hamburg: Buske
- JÁNOS S., PETŐFI 1978: Structure and function of the grammatical component of the text-structure world-structure theory. In: *Formal Semantics and Pragmatics for Natural Languages*, ed. by Franz Guenther and Siegfried J. Schmidt. Dordrecht: Reidel, S. 303-338.
- 1980: Einige Grundfragen der pragmatish-semantischen Interpretation von Texten. In: Ballmer - Kindt (Hg.) *Zum Thema Sprache und Logik* (=pt 24) S. 149-190. Hamburg: Buske

- 1983: Text, Signification, Models, and Correlates. In: Rickheit - Bock (eds.) *Psycholinguistic studies in language processing*. (= RTT 7) S. 266-289. Berlin-New York, W. de Gruyter

THE LEXICAL BASIS FOR TEXT PROCESSING  
A THEORETICAL PROBLEM

The lexical basis of text processing is a central problem in psycholinguistics. It has been discussed in the context of the "lexicality debate" (see e.g. Bock and Rickheit 1983) and the "lexicality debate" (see e.g. Bock and Rickheit 1983). The lexicality debate is a central problem in psycholinguistics. It has been discussed in the context of the "lexicality debate" (see e.g. Bock and Rickheit 1983) and the "lexicality debate" (see e.g. Bock and Rickheit 1983).

The lexicality debate is a central problem in psycholinguistics. It has been discussed in the context of the "lexicality debate" (see e.g. Bock and Rickheit 1983) and the "lexicality debate" (see e.g. Bock and Rickheit 1983). The lexicality debate is a central problem in psycholinguistics. It has been discussed in the context of the "lexicality debate" (see e.g. Bock and Rickheit 1983) and the "lexicality debate" (see e.g. Bock and Rickheit 1983).





## DIE ERLEBTE REDE: EIN TEXTLINGUI- STISCHES PROBLEM

Die erlebte Rede ist seit dem berühmt gewordenen Artikel von Charles Bally (1912) und der darauf folgenden Diskussion in der Zeitschrift „Germanisch-Romanische Monatsschrift“ ein viel diskutiertes Problem der Linguistik der Rede und der Stilistik. In letzter Zeit sind eine umfassende Monographie von Manfred von Roncador (1988) und ein wichtiger linguistischer Beitrag von Anita Steube (1985) zum Thema erschienen, die auch für die weitere Forschung wichtige Anregungen enthalten.

Im Folgenden wird das Problem diskutiert, inwiefern die erlebte Rede (im folgenden ER) ein Forschungsobjekt der Satz- bzw. der Textlinguistik ist. Zur Veranschaulichung werden einige typische Erscheinungen der ER im Ungarischen beschrieben. Als Hintergrund zur Darstellung des Problems dient die Annahme, daß die ER sowohl in der durch pragmatische Aspekte ergänzten Satzlinguistik als auch in der durch verschiedene Texttypen bestimmbaren Textlinguistik zu behandeln ist. Nach einer kurzen Darstellung des Forschungsobjekts ER (1) wird das Grammatische an der ER im Ungarischen anhand von einigen typischen Eigenschaften veranschaulicht (2), und eine Unterscheidung von ER und erlebtem Denken (im folgenden ED) als textlinguistisches Problem formuliert (3). Schließlich wird versucht, die möglichen Konklusionen von der Warte einer interpretativen Textwissenschaft aus zu problematisieren (4) und dadurch die ER/das ED als ein Problem der Literaturwissenschaft zu konzipieren.

# 1.

Als Beispiele für die erlebte Rede seien die folgenden Sätze zitiert:

Frau Stucht aus der Glockengießerstraße hatte wieder einmal die Gelegenheit, in den ersten Kreisen zu verkehren, indem sie Mamsell Jungmann und die Schneiderin am Hochzeitstage bei Tonys Toilette unterstützte. **Sie hatte, strafe sie Gott, niemals eine schönere Braut gesehen** ,[...]¹

Wie hieß denn die Neue? Sie erhob sich nicht. Sie nannte mit angerauhter Stimme leicht lispelnd ihren Namen: Christa T. [...] Wo kam sie denn her, die Neue²

Im ersten Beispiel ist der hervorgehobene Satz keine indirekte Rede, infolge des eingefügten Sprecherkommentars „strafe sie Gott“, der in der indirekten Rede nicht möglich ist, zumal er immer als Kommentar des Sprechers selbst verstanden wird, und im gegebenen Kontext auch aus rein inhaltlichen Gründen dem Erzähler nicht in den Mund gelegt werden kann. Eine mögliche indirekte Rede wäre vielleicht: *Sie habe niemals eine schönere Braut gesehen, schwur sie*. Eine direkte Rede ist das Zitat aber auch nicht, wegen der Verschiebung in der Personendeixis. Die direkte Rede wäre: *Ich hab', strafe mich Gott, niemals eine schönere Braut gesehen, sagte sie*.

Im zweiten Beispiel fällt der Tempusgebrauch auf. Das Präteritum Indikativ drückt in der indirekten Rede Vorzeitigkeit aus, im Kontext ist aber nur Gleichzeitigkeit möglich. In der indirekten Rede müßte deshalb Konjunktiv Präsens oder Präteritum, in der direkten Rede Indikativ Präsens stehen. Indirekte Rede:

*Wie sie/die Neue heiße, wollte die Lehrerin wissen. Direkte Rede:  
Wie heißt du? fragte die Lehrerin.*

Die erlebte Rede ist eine Möglichkeit der Redewiedergabe. Sie scheint schon bei der ersten Annäherung, aufgrund der obigen Beispiele, über selbständige formale Kennzeichen zu verfügen. Diese formalen Kennzeichen müssen jedoch mit semantischen, bzw. einzelsprachlich-grammatischen Faktoren erklärt werden können.

Semantisch ist die ER insofern anders als die indirekte Rede (im folgenden IR) als in ihr die sog. Sprecherkommentare, die Wertungen, die Konnotationen usw. aus der Originaläußerung unverändert übernommen werden - während man in der IR nur über letztere sprechen kann. (Eine sprachphilosophisch untermauerte Erklärung auf Grund der Unterscheidung von „Sinn des Satzes“, „Gedanken“ und „Urteil“ bei Frege bietet Steube (1985). Sowohl in der ER als auch in der IR gilt dagegen die semantische Regel der Verschiebung der Personenreferenz, zumal beide die Geschehnisse von dem Blickwinkel des Erzählers und nicht von dem des originalen Sprechers aus darstellen. DR, IR und ER lassen sich – etwas vereinfacht, vgl. Roncador (1988), der uns auf die Möglichkeit bestimmter „Zwischenstufen“ aufmerksam macht – danach unterscheiden, wie sie sich in Bezug auf diese zwei Merkmale verhalten.

	DR	IR	ER
Nicht-Propositionales der Originaläußerung übernommen	+	-	+
Referenzverschiebung	-	+	+

## 2.

Während die dargestellten semantischen Faktoren universal sind, d.h. für alle Sprachen gelten, ist die jeweilige Art und Weise, wie das Nicht-

propositionale - d.h. der Ausdruck der Sprechereinstellung - erscheint, bzw. wie die Referenzverschiebung verwirklicht wird, einzelsprachlichen lexikalischen oder grammatischen Festlegungen unterworfen. Dabei werden wir im Falle der Referenzverschiebung mit andersartigen Problemen konfrontiert als bei der Realisierung des Nichtpropositionalen.

Das Nichtpropositionale, z.B. die epistemischen Einstellungen, die Wertungen und Konnotationen, die Sprecherkommentare und anderes mehr, erscheinen in der erlebten Rede in derselben Weise wie in der Originaläußerung. Sie sind für alle Sprachen typisch, die über eine Tradition literarischer Prosa mit einem Erzähler und somit über die Möglichkeit der erlebten Rede verfügen. Fónagy (1986) findet parallele Beispiele für das Französische und das Ungarische, Roncador (1988) zitiert Beispiele aus weiteren europäischen Sprachen. Dabei verfügen die einzelnen Sprachen über jeweils andersartige Modelle, und die Realisierung des Nichtpropositionellen verlangt in den einzelnen Sprachen eine sorgfältige, lexikalisch untermauerte Behandlung. So gilt ein Sprecherkommentar wie *a fene egye meg* 'verdammst noch mal' im Ungarischen ohne weiteres als Teil des indirekten oder erlebten Zitats, soweit er nach der einleitenden Konjunktion „hogy“ (daß, ob) erscheint, also:

DR im Deutschen: *Verdammt, jetzt ist das Benzin alle!*

IR: Er *fluchte*, daß das Benzin alle sei.

DR im Ungarischen: *A fene egye meg, kifogyott a benzin.*

IR: *Káromkodott, hogy a fene egye meg, kifogyott a benzin.*

Das Problem ist für das Ungarische noch nicht gelöst, auf dem Gebiet der indirekten und erlebten Rede sollte noch weiter geforscht werden (vgl. auch Kiefer 1986).

Für die Referenzverschiebung gibt es ebenfalls einzelsprachlich relevante Regeln. So ist zum Beispiel die Zeitreferenz im Deutschen und im Unga-

rischen auffallend anders geregelt. Während das Deutsche in der ER (als deren prägnantestes sprachliches Zeichen) das Imperfekt gebraucht, wird im Ungarischen (das nur über ein Vergangenheitstempus verfügt) das Tempus der Originaläußerung beibehalten. *Übrigens war morgen Sonntag, und der erste Schultag, übermorgen, war noch gefahrlos. Holnap egyébként is vasárnap lesz, és az első tanítási nap, holnapután, még veszélytelen. (lesz = 'wird sein')*

Während das Ungarische, im Gegensatz zum Deutschen, die erlebte Rede im Satz nicht am Verb kennzeichnet, besitzt es eine andere Möglichkeit, die erlebte Rede formal hervorzuheben. Diese Möglichkeit ist wiederum eine Folge der einzelsprachlichen Struktur, und zwar der Gebrauchsmöglichkeiten des Pronomens „ő“ (Plural: „ők“) in der dritten Person, sie ist aber im ungarischen Satz genauso auffällig wie das Imperfekt im Deutschen neben Temporaladverbien wie „morgen“. Das Pronomen in der Subjektrolle erscheint im Ungarischen in der Regel nur in Kontrastposition. Zum Beispiel:

Kontrastposition durch Hervorhebung:

*[...] a polgármester egy adomát mondott el Deák Ferencről [...] mert ő még ismerte Deák Ferencet<sup>4</sup>*

*[...] der Bürgermeister erzählte eine Anekdote über Ferenc Deák, da er Ferenc Deák noch kannte. = Kontrast: im Gegensatz zu der jüngeren Generation*

Keine Kontrastposition:

*[...]a polgármester egy adomát mondott el Deák Ferencről [...] mert ismerte Deák Ferencet*

*[...]der Bürgermeister erzählte eine Anekdote über Ferenc Deák [...], weil er Ferenc Deák kannte*

Kontrastposition durch Gegenüberstellung

*Martiny felállott a kártyaasztaltól s a társalgó felé sétált. Ő akaratlanul is követte.<sup>5</sup>*  
*Martiny stand vom Spieltisch auf. Er folgte ihm unbewußt.*

Durch den Gebrauch von „ő“ ‘er’ ist es eindeutig, daß Martiny und ihm und nicht Martiny und er referenzidentisch sind.

*Martiny felállt a kártyaasztaltól s a társalgó felé sétált. Akaratlanul is követte. Martiny stand vom Spieltisch auf. Er folgte ihm unbewußt.*

Ohne das Pronomen „ő“ ‘er’ bleibt es in der Schwebelage, genauer gesagt hängt es vom weiteren Kontext ab, ob **Martiny** und **er** oder **Martiny** und **ihm** referenzidentisch sind.

Dagegen ist das Pronomen „ő“ in der erlebten Rede ein besonders auffallendes Kennzeichen, auch in Fällen, wo ihm keine der genannten Kontrastpositionen zukommt.

*A főügyész meg volt nyugodva. Ő csak azt akarta megtudni, hogy Péterfi dr. „aggálytalan tanú“-e, vagy nem.<sup>6</sup>*

Auslegung außerhalb der erlebten Rede, aufgrund der Kontrastposition: *Der Anwalt war beruhigt Er wollte (- im Gegensatz zu anderen -) nur erfahren, ob Dr. Péterfi ein unbekümmerter Zeuge war oder nicht.*

Auslegung innerhalb der erlebten Rede:

*Der Anwalt war beruhigt. Er wollte nur erfahren, ob Dr. Péterfi ein unbekümmerter Zeuge war oder nicht, (dachte er vor sich hin).*

Wird das Pronomen **nicht** gesetzt, so kann die Satzfolge unter keinen Umständen als erlebte Rede verstanden werden:

*A főügyész meg volt nyugodva. Csak azt akarta megtudni, hogy Péterfi dr. „aggálytalan tanú“-e vagy nem.*

*Der Anwalt war beruhigt, Er wollte (nämlich) nur erfahren, ob Dr. Péterfi ein unbekümmerter Zeuge war oder nicht.*

Der spezifische Tempusgebrauch im Deutschen und das genauso spezifische Pronomenvorkommen im Ungarischen sind Phänomene, die in der Grammatik der Tempora bzw. der Pronomina beschrieben und erklärt werden sollten. Immerhin ist zu ihrer Erklärung ein Ausblick auf die erlebte Rede notwendig.

### 3.

Ein interessantes und in der Forschung des „freien indirekten Stils“ oft formuliertes Problem ist die Unterscheidung zwischen ER und ED. Bei erlebter Rede geht es um das Zitieren von etwas Gesagtem durch die Figur oder durch den Narrator, bei erlebtem Denken erscheinen Selbstfragen, Probleme oder Gedanken, zitiert ebenfalls durch die Figur oder durch den Narrator.

Auf Grund der Daten kann man im Ungarischen eine ähnliche Unterscheidung in der Satzgrammatik treffen. Die Konjunktion der IR ist im Ungarischen das Wort „hogy“ (und zwar sowohl in der indirekten Aussage als auch in der indirekten Aufforderung und in allen Formen der indirekten Frage). Man kann einen abhängigen Satz nun auch ohne seinen Hauptsatz, d.h. einfach mit „hogy“ eingeleitet, formulieren. Diese Variante steht aber immer für etwas tatsächlich Gesagtes. Dabei ist es irrelevant, ob das Gesagte von dem Erzähler oder von der Figur wiederholt wird. Relevant ist nur, daß es hier immer um etwas **Gesagtes/Gehörtes** geht, im Gegensatz zu den vollständigen Hauptsätzen bzw. Satzgefügen, in denen diese Unterscheidung nicht relevant ist.

Zum Beispiel:

*Jövő nyárra ist meghívták. Megígérte, hogy elmegy. Nem megy el többé. Minek is? Esztendőre harminchat éves lesz. Tíz év múlva mennyi? Eszután tíz év múlva ismét mennyi? [...] Szülei meghalnak. Mi lesz, Boldogságos Szűz anyám, mi lesz?<sup>7</sup>*

*Sie haben sie auch für den nächsten Sommer eingeladen. Sie hat versprochen, daß sie hinfährt. Sie fährt nicht wieder hin. Wozu auch? In einem Jahr ist sie sechsenddreißig. Und wieviel nach zehn Jahren? Und nach wiederum zehn Jahren? Ihre Eltern werden sterben. Wie soll es werden, Mutter der Barmherzigkeit, wie soll es werden?*

Unta magát. Aztán csak előkaparásztta az írószereit, az ábécés könyvét, tentát, trónádat. **Hogy ő ír.** De a nádak nem voltak jól kihegyezve.<sup>8</sup>

Sie langweilte sich. Dann nahm sie doch ihr Schreibzeug hervor, die Fibel, die Tinte, das Rohr. **Daß sie schreibt.** Aber das Rohr war nicht richtig angespitzt.

A vénember fonta tovább a kosarat. Közbe-közbe megcsóválta a fejét: miért hazudott vajon ez a hasított szájú ember? **Hogy ő dongói, pedig albáki, hogy Onucnak hívják, pedig Gavriła.**<sup>9</sup>

Der alte flocht weiter an dem Korb. Manchmal schüttelte er dabei den Kopf: Warum hat dieser Mann wohl gelogen? **Daß er aus Dongó kommt, obwohl er von Albak stammt, daß er Onuc heißt, obwohl sein Name Gavriła ist.**

Während der *daß*-Satz im ersten Zitat ein Teil eines längeren ED ist, geht es im zweiten und dritten Zitat eindeutig um ER: um die „erlebte“ Wiedergabe von etwas tatsächlich Gesprochenem, im Beispiel zwei in den Mund des Narrators gelegt, im Beispiel drei als Teil der Gedanken (des inneren Monologs) der Figur.

Steube weist auf einen anderen, recht interessanten Unterschied in der Typologie der Fragen hin: während Fragen in der ER sowohl echte Informationsfragen als auch gnoseologische Fragen (Probleme) sein können, sind Fragen im ED immer nur gnoseologische Fragen. Den Unterschied kann das Ungarische auf der Ebene der Satzgrammatik explizit machen, zumal die nur mit „hogy“ eingeführten Fragen, auch in längeren Passagen der freien indirekten Rede, immer nur etwas Gesprochenes/Gehörtes wiederholen und nie als gnoseologische Fragen verstanden werden (im Gegensatz zu den vollständigen, d.h. mit einem Hauptsatz eingeführten Fragen).



Die ER kann durch grammatische Mittel beschrieben werden, im Gegensatz zu der (auch linguistisch konzipierbaren) Kategorie ED, das in seinen vielseitigen und recht unterschiedlichen Vorkommensformen eher eine im textuellen Rahmen erfäßbare Erscheinung ist. Steube will die Kategorie ER als Variante, neben der indirekten und der direkten Rede, in der Satzgrammatik behandeln, und das ED als Texttyp auffassen. Sie führt hierfür die Unterscheidung von „Beschreibung“ und „Bericht“ als Texttypen ein, und konstatiert, daß der Texttyp „Beschreibung“ genau die Texte umfaßt, die direkt formuliert Beschreibungscharakter haben, als freie indirekte Rede formuliert jedoch verschiedene Erscheinungsformen des erlebten Denkens aufweisen.

„Wird bei der Umformung von ED auch der Texttyp der Beschreibung gewahrt, so verlieren doch einige Textklassen von ihrem ursprünglichen Charakter: aus der Vorgangsbeschreibung wird ein Memorieren oder Wiedererinnern der Handlungsschritte, aus einer Tatsachenbeschreibung kann Reflektieren über nicht notwendig als Faktum Angenommenes werden. Ihren Typ und Charakter behalten Erörterungen und Betrachtungen am ehesten, sie sind in der Stilistik schon auf die Darstellung von Reflexion, Urteil und Schlußfolgerung festgelegt. ED ist also eine Bezeichnung, die mnemotechnisch auf das Richtige hinweist.“<sup>10</sup>

#### 4.

Ein ganz anderes Problem stellen die Fälle dar, wo die erwähnten texttypologischen Stützpunkte nicht ausschlaggebend sind - wo aber andere Überlegungen in bezug auf den Verständnisprozeß umso relevanter zu sein scheinen. Fónagy (1986) macht uns auf die Möglichkeit der

Ambiguität aufmerksam, die viele Texte prägt, in denen aus anderen als aus linguistischen Gründen eine Art erlebte Rede zu entdecken ist. In diesen Fällen kann der Leser/Hörer auch nicht entscheiden, wessen Gedanken er liest: den Bericht des Erzählers oder den inneren Monolog der Figur. Die Frage ist nun: Wie entsteht denn überhaupt der Eindruck, daß man es hier mit ER/ED zu tun hat? Welche Instruktionen gibt es im Text, die einem diese ambivalente Interpretation eingeben? Wie hängt das mit dem Text zusammen? Offensichtlich geht es dabei um eine, interpretierende Textwissenschaft.

Um die Ambivalenz der Interpretation zu veranschaulichen, weist Fónagy auf folgendes Biespiel hin:

*És a rossz tanuló engedelmesen írni kezdi, és mondja utána a számokat. Írja, írja, mint Ágnes asszony, tudja, miről van szó, látja a tételt, „éppen úgy mint akkor éjjel“, mikor elaludt mellette, és fogalma sem volt róla, mit jelent az egész.<sup>11</sup>*

*Und der schlechte Schüler beginnt brav zu schreiben und sagt ihm die Zahlen nach. Er schreibt und schreibt, wie Frau Agnes, er weiß, worum es geht, er sieht die These, „so, wie in der Nacht, wie damals“, als er darüber einschlieft und keine Ahnung hatte, was das Ganze bedeutete.*

(Zur Erklärung des Zitats: Der berühmte Dichter des 19. Jahrhunderts János Arany schrieb eine Ballade über Frau Agnes, die ihren Mann tötet und nach der Tat wahnsinnig wird; sie steht tagelang im Bach und wäscht das weiße Bettlaken, auf dem sie das Blut des Getöteten sieht. In dieser – für alle Schüler wohlbekannten – Ballade wiederholt sich das Verb „waschen“: sie wäscht und wäscht ihr weißes Laken. Die Anführungszeichen deuten auf ein wortwörtliches Zitat aus der Ballade hin.)

Im zitierten Beispiel werden Autor und Held durch eine spezifische Koinzidenz bestimmt, und zwar nicht nur, weil der Schriftsteller seine Jugend, seine Schülerzeit neu erlebt und also die Gefühle des armen

Schülers selbst mitfühlt, sondern auch allgemeiner: die Möglichkeit, bzw. unter Umständen der Drang, sich in die Gedanken der Figur zu versetzen, dabei jedoch auch die Position des Erzählers zu behalten, ist nicht die Folge, sondern der Ursprung jeglicher sprachlicher Realisierung einer erlebten Rede. Damit ist die erlebte Rede ein Untersuchungsgegenstand der interpretativen Textwissenschaft und mithin der literarischen Analyse.

## Anmerkungen

- <sup>1</sup> Th. Mann, zit. nach Roncador 153.
- <sup>2</sup> Chr. Wolf, zit. nach Steube 393.
- <sup>3</sup> Th. Mann, Zit. nach Steube 394.
- <sup>4</sup> Móricz, Rokonok II. 89.
- <sup>5</sup> ebd. 64.
- <sup>6</sup> ebd. 97.
- <sup>7</sup> Kosztolányi, Pacsirta, zit. nach Murvai 1980: 75.
- <sup>8</sup> Kós Károly, Varjú nemzetség: 172.
- <sup>9</sup> ebd. 43.
- <sup>10</sup> A.a.O. 405.
- <sup>11</sup> Karinthy, Tanár úr kérem, Móra 1967: 33.

## Quellen

- KARINTHY, FRIGYES: Tanár úr kérem. Móra 1967  
KÓS, KÁROLY: Varjú nemzetség. Szépirodalmi 1984  
MÓRICZ, ZSIGMOND: Rokonok I-II. Szépirodalmi 1955

## Literatur

- BALLY, CH. (1912): Le style indirect libre en français moderne. *Germanisch-Romanische Monatsschrift* 4. 549-556; 597-606.
- BALLY, CH. (1914): Figures de pensée et forms linguistiques. *Germanisch-Romanische Monatsschrift* 6. 405-422; 456-470.
- COULMAS, F. (ed.) (1986): Direct and Indirect Speech. Berlin-NewYork-Amsterdam 1986
- FÓNAGY, I. Reported Speech in French and Hungarian. In: Coulmas (ed.) 255-310.
- KALEPKY, T. (1899): Zur französischen Syntax VII: Mischung indirekter und direkter Rede. *Zeitschrift für Romanische Philologie* 23. 491-513.
- KALEPKY, T. (1913): Zum „Style indirect libre“ („Verschleierte Rede“). *Germanisch-Romanische Monatsschrift* 5. 608-619.
- KIEFER, F. (1986): Some semantic aspects of indirect speech in Hungarian. In: Coulmas (ed.) 201-217.
- LERCH, E. (1914): Die stilistische Bedeutung des Imperfektums der Rede („Style indirect libre“). *Germanisch-Romanische Monatsschrift* 6. 470-489.
- MURVAI O. (1980): Szöveg és jelentés. Bukarest
- RONCADOR, M.V. (1988): Zwischen direkter und indirekter Rede. Nicht-wörtliche direkte Rede, erlebte Rede, logophorische Konstruktionen und Verwandtes. Tübingen
- SPITZER, L. (1921): Zur stilistischen Bedeutung des Imperfekts der Rede. *Germanisch-Romanische Monatsschrift* 9. 58-60.
- SPITZER, L. (1928): Zur Entstehung der sogenannten „erlebten Rede“. *Germanisch-Romanische Monatsschrift* 16. 327-332.
- STUBE, A. (1985): Erlebte Rede aus linguistischer Sicht. *Zeitschrift für Germanistik* 1985: 389-406.

## REFLEKTORMODUS, LOGOPHORISCHE PRONOMINA UND DIE TEXTANFÄNGE PERSONALER ERZÄHLUNGEN

### 1.

Es geht mir im folgenden um eine bestimmte, weit verbreitete, Auffassung bzgl. der Textanfänge jenes Typs von Erzählungen, den man mit Franz K. Stanzel<sup>1</sup> gewöhnlich als personal bezeichnet. Diese Auffassung lautet in nicht textlinguistischen Begriffen: Personale Erzählungen weisen typischerweise einen abrupten Anfang auf; sie weisen nicht das für auktoriales Erzählen typische setting auf, mit dem der Erzähler seine Adressaten Schritt für Schritt in die (für uns nichtfiktive Leser) fiktive Welt einführt, sondern beginnen mit einem Satz, der den Eindruck erweckt, als seien wir bereits mitten im Text, „als sei“ – so Wolfdietrich Rasch<sup>2</sup> – „die Erzählung schon eine Weile im Gange“. Dieser Eindruck entsteht insbesondere dadurch, daß der typische Anfangssatz einer personalen Erzählung drittpersonige Personalpronomina enthält. F.K. Stanzel selbst hat diese Beobachtung auf den textgrammatischen Begriff gebracht, und dabei hat er sich des von Roland Harweg 1968 entwickelten Instrumentariums bedient<sup>3</sup>: Für ihn, Stanzel, ist es ein typisches Merkmal des personalen Erzählens, daß personale Erzählungen mit Sätzen beginnen, die keine emischen Textanfängsätze sind, sondern – unter emischem Aspekt – Textfortsetzungssätze, und Textfortsetzungssätze sind sie für Stanzel eben deshalb, weil sie

mit drittpersonigen Personalpronomina und damit mit eindeutigen Textfortsetzungselementen beginnen.

Mein Punkt ist nun der folgende: Bei jenen drittpersonigen Personalpronomina am Beginn personaler Erzählungen handelt es sich im typischen Falle nicht um normale Personalpronomina in jenem Sinne, in dem Harweg den Personalpronomina – zu Recht – den Status der syntagmatischen Substitutentia par excellence zugesprochen hat. Es handelt sich bei ihnen vielmehr um Pronomina eines Typs, den ich im Anschluß an Claude Hagege als logophorisch bezeichne<sup>4</sup>. Logophorische Pronomina aber sind nicht in dem Sinne wie die normalen drittpersonigen Pronomina eindeutige Textfortsetzungselemente. Das aber bedeutet: Die Interpretation, wonach personale Erzählungen typischerweise mit eindeutigen Textfortsetzungssätzen beginnen, kann sich zumindest auf diese Pronomina nicht stützen.

Doch gehen wir Schritt für Schritt vor!

## 2.

Das Kernstück des von Roland Harweg 1968 vorgeschlagenen Textmodells ist das Konzept der syntagmatischen Substitution: Diese syntagmatische Substitution ist für ihn das fundamentale Konstitutionsprinzip von Texten, das – wenn auch nicht hinreichende, so doch notwendige – Definiens von Text. Bei der syntagmatischen Substitution werden Substituenda wie z.B. ein Ausdruck wie *ein Mann* durch syntagmatische Substitutentia wie z.B. *dieser Mann/der Mann* oder auch *er* in nachfolgenden Sätzen koreferent wiederaufgenommen. Ich kann mir hier eine detaillierte Darstellung sparen; nur auf eines sei speziell hingewiesen: Aufgabe der Textlinguistik ist für Harweg neben der Beschreibung der Konstitution von Texten auch die der Delimitation, d.h. insbesondere die Bestimmung des Textanfangs. Wäh-

rend das Vorhandensein von syntagmatischen Substituentia Textfortsetzungssätze definiert, ist das Fehlen von solchen syntagmatischen Substituentia eben das Charakteristikum von Textanfangssätzen: Der erste Satz von H. v. Kleists „Michael Kohlhaas“

- (1) An den Ufern der Havel lebte um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts ein Roßhändler namens Michael Kohlhaas, Sohn eines Schulmeisters, einer der rechtschaffensten zugleich und entsetzlichsten Menschen seiner Zeit.<sup>5</sup>

ist eben deshalb ein Textanfangssatz, weil er keine syntagmatischen Substituentia aufweist, genauer: weil er keine syntagmatischen Substituentia aufweist, die ein Substituendum innerhalb eines vorangehenden Satzes desselben Textes erfordern (ich komme darauf später zurück). Der zweite und alle folgenden Sätze des Textes unterscheiden sich eben dadurch von diesem ersten Satz, daß in ihnen solche syntagmatischen Substituentia auftreten: Der zweite Satz beginnt mit dem Substituens *Dieser außerordentliche Mann*; der dritte beginnt mit dem Substituens *Er*:

- (2) Er besaß in einem Dorfe, das noch von ihm den Namen führt, einen Meierhof (...).

Auch die folgenden Sätze weisen in der Mehrheit drittpersonige Personalpronomina auf, Personalpronomina, die in ihrer Rolle als syntagmatisches Substituens bisweilen abgelöst bzw. unterbrochen werden durch Substituentia des Typs *Der Roßhändler* oder durch den unbetonten (und dadurch als Substituens ausgewiesenen<sup>6</sup>) Eigennamen *Kohlhaas*. Kurz: Die wesentliche Rolle bei der Konstitution, genauer: bei der Fortsetzung des Textes spielen die drittpersonigen Personalpronomina.

Drittpersonige Personalpronomina spielen nun auch eine ganz besondere Rolle in jener Form fiktionaler Darstellung, die mit der von F.K.

Stanzel erstmals 1955 vorgeschlagenen Typologie als personales Erzählen bezeichnet und vom auktorialen und Ich-Erzählen unterschieden wird. In seiner 1979 erschienenen „Theorie des Erzählens“ hat Stanzel sein Modell verschiedenen Differenzierungen unterzogen. Der für uns wesentlichste Punkt betrifft die Einführung der Kategorie des Reflektors: „Reflektor“ ist nun die Bezeichnung für jenes Medium personalen Darstellens, durch dessen Bewußtsein das Geschehen vermittelt wird. Stanzel stellt diesen Reflektor dem Erzähler gegenüber und unterscheidet zwei erzählerische Modi, den Reflektormodus und den Erzählermodus. Ich will auch hier nicht auf Details, sondern nur auf die für uns relevanten Aspekte eingehen: Wir können es mit Stanzel (1979: Kap. 6.3.) als typisches Merkmal des personalen Erzählens bzw. des drittpersonigen Erzählens im Reflektormodus ansehen, daß solche Texte mit drittpersonigen Personalpronomina bzw. mit Sätzen beginnen, die solche drittpersonigen Personalpronomina enthalten. Drei Beispiele, von denen das zweite und dritte von Stanzel übernommen sind<sup>7</sup>:

- (3) Was sollte er nur tun?
- (4) Eight years before he had seen his friend off at the North Wall and wished him good speed.
- (5) Of course he knew – no man better – that he hadn't a ghost of a chance, he hadn't earthly.

Diese drittpersonigen Personalpronomina bezeichnen nun – darauf weist auch Stanzel (210) deutlich hin – typischerweise nicht irgendeine beliebige fiktive Person. Vielmehr bezeichnen sie typischerweise eben jenen Reflektor, jenen Perspektiveträger, dessen Gefühle, Gedanken, Wahrnehmungen etc. der Leser miterlebt. Das *er* in dem von mir gebildeten Beispiel (3) meint in diesem Falle eben genau jene Person, die sich fragt, was sie nur tun solle.

In einem ausführlichen Merkmalskatalog, in dem er die Charakteristika des Erzählens im Erzählermodus mit denen des Darstellens im Reflektormodus kontrastiert, rekuriert Stanzel (221f.), nachdem er als erstes den



abrupten oder kupierten Erzähleinsatz des Reflektormodus (vgl. unsere Beispiele (3-5)) der expliziten Einführung und Exposition des Erzählermodus (vgl. unser Beispiel (1)) gegenüberstellt, auf die von R. Harweg 1968 vorgeschlagene Unterscheidung von emischem und etischem Textanfang. Während Erzählungen im Erzählermodus emische Textanfänge aufwiesen und das heißt: mit Sätzen beginnen, die – wie (1) – keine über diesen ersten Satz zurückweisenden Substituentia enthalten, seien Texte im Reflektormodus dadurch charakterisiert, daß sie einen lediglich etischen und nicht zugleich emischen Textanfang aufwiesen: Die in (4) und (5) aufgeführten Sätze sind lediglich etisch, d.h. – grob gesagt – de facto die Anfangssätze ihrer Erzählungen, emisch gesehen, und das heißt, grob gesagt: nach textgrammatischen Kriterien, sind es Textfortsetzungssätze. Der Grund dafür, daß es sich bei den Anfangssätzen personaler Erzählungen bzw. von drittpersonigen Erzählungen im Reflektormodus nach Meinung Stanzels um lediglich etische Anfangssätze handelt und damit zugleich um Sätze, die – emisch gesehen – Textfortsetzungssätze sind, der Grund dafür besteht eben in jenen drittpersonigen Personalpronomina, die typischerweise den Reflektor bezeichnen und die wir deshalb von jetzt an Reflektorpronomina nennen wollen.

### 3.

Wenn ich im folgenden die Anfangssätze personaler Erzählungen anders interpretiere als Stanzel<sup>8</sup>, dann ist der Grund dafür der, daß ich eine Beobachtung ernst nehme, die Stanzel selber auch gemacht hat. Es ist dies jene Beobachtung, daß die in Rede stehenden drittpersonigen Personalpronomina eben typischerweise den Reflektor meinen. Aber obwohl Stanzel selbst diese Tatsache betont, zieht er aus ihr keine Konsequenzen. Indem er nämlich gerade sie für den Textfortsetzungsstatus ihrer Sätze verant-

wortlich macht, behandelt er diese Pronomina vielmehr, als unterschieden sie sich nicht von solchen Pronomina, die keinen Reflektor meinen, d.h. von „normalen“ drittpersonigen Personalpronomen, wie sie in Sätzen wie (2) auftreten.

Daß die Reflektorpronomen keine normalen Pronomen sind, das liegt indes eigentlich auf der Hand, und zugleich liegt eigentlich auf der Hand, daß es sich bei den angeblichen (emischen) Textfortsetzungssätzen am Anfang personaler Erzählungen keineswegs um ganz „normale“ (emische) Textfortsetzungssätze handelt, besser: um Sätze, die unter emischem Aspekt ganz normale Textfortsetzungssätze sind, die lediglich an einem etischen Textanfang stehen. Daß es sich bei den Anfangssätzen personaler Erzählungen keineswegs um – emisch gesehen – ganz normale Textfortsetzungssätze handelt, sieht man sehr leicht, wenn man typische (etische) Anfangssätze personaler Erzählungen, wie sie unsere Beispiele (3-5) darstellen, mit Fortsetzungssätzen z.B. auktorialer Erzählungen vergleicht. Nehmen wir z.B. wieder den dritten Satz aus „Michael Kohlhaas“ (vgl. Beispiel (2)) oder nehmen wir den ersten Satz des zweiten Absatzes aus „Michael Kohlhaas“:

(6) Er ritt einst mit einer Koppel junger Pferde [...] ins Ausland [...]. Dies sind Textfortsetzungssätze, die zugleich emisch und etisch solche sind. Und auch diese Sätze sind insbesondere deshalb Textfortsetzungssätze, weil in ihnen ein drittpersoniges Personalpronomen auftritt. Und doch unterscheiden sich diese Sätze ganz fundamental und – wie ich meine – ganz offensichtlich von jenen Sätzen, mit denen personale Erzählungen beginnen. Wenn aber (2) und (6) ganz normale Textfortsetzungssätze sind, in denen die in ihnen auftretenden Pronomen ganz normale syntagmatische Substituentia und das heißt: textologische Subsequentialformen sind, und wenn sich diese ganz normalen Textfortsetzungssätze von den angeblichen (emischen) Textfortsetzungssätzen des Typs (3-5) deutlich unterscheiden, dann liegt das eben daran, daß die letzteren eben auch unter rein emischem Aspekt keine solch normalen Textfortsetzungssätze

sind. Daß die etischen Anfangssätze personaler Erzählungen keine normalen (emischen) Textfortsetzungssätze sind, das hat seinen Grund darin, daß es sich bei den in ihnen auftretenden drittpersonigen Personalpronomina, genauer: bei den in ihnen auftretenden Reflektorpronomina eben nicht um jene ganz normalen drittpersonigen Personalpronomina handelt, die für Harweg (1968:25) „die im Sinne der Textkonstitution reinsten und prägnantesten Repräsentanten der Pronominalität“ sind.

Was ist nun das „Normale“ der als „normale“ Substituentia fungierenden drittpersonigen Personalpronomina, und worin unterscheiden sich die Reflektorpronomina von ihnen? Das „Normale“ der normalen Pronomina besteht darin, daß sie koreferente Substituentia von, und das ist für uns wesentlich: nicht personalpronominalen Ausdrücken sind, Ausdrücken, die ihnen im Text, d.h. in einem früheren Satz des Textes vorgehen. In dieser Funktion sind solche Pronomina im Prinzip durch andere substituierende Ausdrücke ersetzbar: Wir haben oben am Beispiel des „Michael Kohlhaas“ gesehen, daß das Substituens *er* bisweilen durch Ausdrücke wie *der Roßhändler* oder (unbetontes) *Kohlhaas* abgelöst wird. Aber auch in den Sätzen, in denen das Pronomen *er* steht, könnte an seiner Stelle im Prinzip ebenfalls *Kohlhaas* oder *der Roßhändler* stehen, könnte man das *er* paradigmatisch durch solche anderen Ausdrücke ersetzen:

- (7) Kohlhaas / Der Roßhändler besaß in einem Dorfe [...] einen Meierhof.
- (8) Kohlhaas / Der Roßhändler ritt einst mit einer Koppel junger Pferde [...] ins Ausland [...].

Was nun unsere Reflektorpronomina angeht, so sind sie nicht durch andere Ausdrücke paradigmatisch ersetzbar, ohne daß sie ihre wesentliche Funktion einbüßten. Wenn wir das *er/he* in (3-5) beispielsweise durch einen Eigennamen ersetzen, so meint dieser Eigename nicht mehr den Reflektor. Es ist gerade diese Unmöglichkeit, das Reflektorpronomen durch irgendeinen anderen bezeichnungsidentlichen Ausdruck (paradigmatisch) zu

ersetzen, was es deutlich von jenen drittpersonigen Personalpronomina unterscheidet, die für Harweg die typischen Träger der Textkonstitution, d.h. der Verkettung von Sätzen zu einem Text sind. Die Ursache dafür, daß Reflektorpronomina nicht durch andere Ausdrücke ersetzbar sind und normale Personalpronomina im Prinzip sehr wohl, ist: Das Reflektorpronomen bezeichnet den Reflektor aus seiner eigenen Perspektive, „innenperspektivisch“; normale Pronomina, also z.B. die in (2) und (6), bezeichnen ihr Denotat „außenperspektivisch“ aus der Perspektive der Äußerungssubjekte, im Falle von Erzählungen also aus der Perspektive des Erzählers bzw. seines Adressaten. In seiner innenperspektivischen Funktion ist das Reflektorpronomen deshalb nicht durch andere Ausdrücke ersetzbar, weil alle anderen Ausdrücke außenperspektivisch sind; da das normale drittpersonige Pronomen aber als syntagmatisches Substituens eines nichtpersonalpronominalen und damit notwendig außenperspektivischen Substituendums selbst bereits außenperspektivisch ist, ist es im Prinzip auch durch andere außenperspektivische Ausdrücke ersetzbar.

Daß Stanzel diesen Unterschied zwischen „normalen“ Pronomina und Reflektorpronomina nicht konsequent ernstgenommen hat und die Anfangssätze personaler Erzählungen wie normale (emische) Textfortsetzungssätze behandelt, ist zugleich erstaunlich und nicht erstaunlich. Erstaunlich ist es insofern, als Stanzel sehr genau sieht, daß die Reflektorpronomina den Reflektor bezeichnen, und das heißt: innenperspektivisch bezeichnen, und damit etwas anderes leisten als normale Pronomina; daß er aus dieser Einsicht nicht die entsprechenden Konsequenzen gezogen hat, ist deshalb nicht erstaunlich, weil die Reflektorpronomina und die normalen Pronomina homophon sind; diese Homophonie aber verdeckt den funktionalen Unterschied.

Wie aber müssen nun jene Konsequenzen aussehen?

#### 4.

Die Homophonie des Reflektorpronomens, wie es in (3-5) auftritt, und des als textologische Subsequentialform normal fungierenden drittersonigen Personalpronomens, wie es in (2) und (6) auftritt, diese Homophonie ist eine spezielle Variante jener Homophonie, die z.B. bei den zwei Vorkommen von *er* in

(9) Egon hat über Klaus gesagt, er sei krank.

und

(10) Klaus hat über sich gesagt, er sei krank.

vorliegt. Auch diese beiden Vorkommen von *er* unterscheiden sich, und sie unterscheiden sich auf eine Weise, die mit dem Unterschied zwischen unseren obigen normalen und den Reflektorpronomina verwandt ist. Während das – sich auf *Klaus* beziehende – *er* in (9) nämlich wieder durch den entsprechenden Eigennamen oder auch z.B. durch das Demonstrativpronomen *der* paradigmatisch ersetzbar ist, ist das – sich auf *sich* beziehende – *er* in (10) nicht durch irgendeinen anderen Ausdruck bezeichnungsidentisch ersetzbar.<sup>9</sup>

Worauf basiert nun diese Verwandtschaft des nicht durch irgendeinen anderen bezeichnungsidentischen Ausdruck zu ersetzenden *er* in (10) mit dem ebenfalls unersetzbaren drittersonigen Reflektorpronomen? Sie basiert – kurz gesagt – darauf, daß beide logophorische Pronomina in dem Sinne sind, in dem C. Hagège 1974 diesen Begriff eingeführt hat: Beide stehen für ein *ich* der direkten Rede bzw. ein *ich* der Originaläußerung. Das *er sei krank* der indirekten Rede von (10) steht für ein *Ich bin krank.*, und das *Was sollte er nur tun?* steht für ein *Was soll ich nur tun?*. Daß das indirekte *er sei krank* in (10) für ein *Ich bin krank.* direkter Redewiedergabe bzw. des Originals steht, ist klar; daß auch unser *Was sollte er nur tun?* für ein *Was soll ich nur tun?* steht, ist dann klar, wenn man – wie z.B. Stanzel (1979: 254) das *expressis verbis* tut – personale Texte bzw. Text-

stellen bzw. Darstellen im Reflektormodus als ausgedehnte Erlebte Rede und damit ebenfalls als eine Form von Rede- bzw. Gedanken- und Wahrnehmungswiedergabe interpretiert.

Ich will mich hier nicht mit der Frage auseinandersetzen, ob Erlebte Rede – und mit Erlebter Rede oder eng verwandten Formen haben wir es in der Tat immer zu tun, sobald ein Reflektorpronomen steht – nun von der indirekten oder der direkten Rede abgeleitet ist oder eine genuine Form neben diesen beiden traditionell unterschiedenen Formen der Redewiedergabe darstellt<sup>10</sup>. Worum es mir einzig und allein geht, ist der Unterschied zwischen dem logophorischen drittpersonigen Personalpronomen der indirekten und der Erlebten Rede einerseits und den nichtlogophorischen, den „normalen“ drittpersonigen Personalpronomina. Dieser Unterschied ist bei aller Homophonie so fundamental, daß er es verbietet, die beiden Arten von Pronomina zu identifizieren, und das heißt für unser Ausgangsproblem: Die drittpersonigen nichtlogophorischen Personalpronomina in Textfortsetzungssätzen wie (2) oder (6) sind deutlich zu unterscheiden von den logophorischen, d.h. den Reflektorpronomina in (den (etischen) Anfangssätzen von) personalen Erzählungen. Während die ersteren als satzverbindende syntagmatische Substituentia ihre Sätze nämlich in der Tat zu Textfortsetzungssätzen machen, tun die letzteren das nicht, und sie tun dies deshalb nicht, weil sie eben eine andere Funktion haben. Sie sind nicht primär oder ausschließlich satzverbindende Substituentia, und sie sind dies in dem Maße nicht, in dem sie als logophorische Ausdrücke bzw. Reflektorpronomina den Status jenes *ich* teilen, für das sie stehen. Was aber heißt das?

Um zu sehen, worin diese Verwandtschaft von Reflektorpronomen und *ich*<sup>11</sup> besteht, vergleichen wir noch einmal das logophorische *er* der indirekten Rede in (10) und das nicht logophorische *er* der indirekten Rede in (9). Anders als die drittpersonigen Personalpronomina in (2) und (6) ist das nicht logophorische *er* in (9) nicht satzverbindend, bezieht es sich doch auf einen Ausdruck (nämlich *Klaus*) desselben Satzes. Dennoch aber

hat es mit den satzverbindenden Pronomina in (2) und (6) jene Eigenschaft gemeinsam, die die nichtlogophorischen Pronomina von den logophorischen unterscheidet: Es steht, indem es sich auf *Klaus* bezieht, für einen außenperspektivischen Ausdruck, d.h. für einen Ausdruck, der sein Denotat vollständig aus der Perspektive der Äußerungssubjekte von (9) bezeichnet und ist damit selbst ebenfalls außenperspektivisch. Anders das logophorische *er* in (10): Dieses *er* steht – und das wird durch einen Vergleich des parallelen Aufbaus von (9) und (10) sehr deutlich – nicht für einen außenperspektivischen Ausdruck wie *Klaus*, sondern es steht für *sich*, und *sich* ist ebenfalls bereits innenperspektivisch. Sehen wir uns das etwas genauer an!

Meine These lautet: In einer Redewiedergabe wie (10) stellt das *Klaus sagte, er* eine Art Analyse des originalen *ich* dar. Was im *ich*, genauer: im Äußern des *ich* durch den Originalsprecher Klaus vereint war, wird in der Redewiedergabe auseinandergenommen, analysiert. Das Äußern des *ich* vereinte nämlich zwei unterschiedliche Akte. In dem einen dieser beiden Akte lenkt der Sprecher, ganz im Sinne von Karl Bühlers klassischer Theorie der Deixis bzw. genauer: der demonstratio ad oculos<sup>12</sup>, die Aufmerksamkeit, den Blick des Adressaten auf sich; auf diese Weise wird die Instanz des Sprechers öffentlich identifiziert. Neben dieser Instanz des Sprechers gibt es nun noch eine zweite, nämlich die des Besprochenen, die im Falle des *ich* mit der des Sprechers zusammenfällt, ja gerade durch jene – deiktisch – bestimmt ist. Was die Funktion des *ich* innerhalb dieses zweiten Aktes betrifft, so bezeichnet es sein Denotat rein innenperspektivisch, d.h.: aus der Sicht der bezeichneten Person selbst. Der Zusammenfall dieser beiden Akte wird in der Redewiedergabe rückgängig gemacht bzw. aufgelöst. In der Redewiedergabe fallen die Benennung des Sprechers und die des Besprochenen nicht mehr zusammen: Während in unserem Beispiel (10) der Eigenname *Klaus* – genauso wie der entsprechende Eigenname *Egon* in (9) – lediglich den zitierten Sprecher nennt und damit diese Nen-

nung den ersteren der soeben unterschiedenen zwei Akte vertritt, nennt erst das logophorische Pronomen *er* den Besprochenen, und es tut dies wiederum innenperspektivisch. Und das heißt: Das logophorische Pronomen *er* entspricht nur einem Teil des originalen *ich*, und dieser Teil ist jener „zweite“ Teil des originalen *ich*, den ich soeben als den innenperspektivischen bezeichnet habe. Daß nun an der Stelle dieses Personalpronomens *er* kein anderer Ausdruck stehen kann, hat seinen Grund gerade darin, daß dieses *er* nur jenen zweiten Teil des originalen *ich* vertritt; in diesem zweiten Teil ist das *ich* der einzig mögliche Ausdruck, der den Besprochenen bezeichnen kann: Für mich bin ich nur mittels *ich* bezeichnenbar, und diesen innenperspektivischen Charakter übernimmt das *er*. Nun ist unser *er* zugleich drittpersonig, aber diese Drittpersonigkeit ist ebenfalls keine normale. Es ist nicht die „normale“, d.h. mit Außenperspektive kombinierte, Drittpersonigkeit des nicht logophorischen *er* in (9), eines *er*, das die außenperspektivische Drittpersonigkeit seines außenperspektivischen Antezedens *Klaus* beibehält, sondern es ist die Drittpersonigkeit des – implizit oder explizit vorangehenden – *sich*: Auf dieses *sich* und nicht auf die außenperspektivische Sprechernennung *Klaus* bezog sich – wie wir gesehen haben – unser logophorisches *er* in (10), und mit diesem – direkten – Reflexivpronomen, das sich als ebenfalls innenperspektivisches Pronomen schon morphologisch von allen außenperspektivischen Ausdrücken unterscheidet, teilt es – als indirektes Reflexivpronomen – seinen innenperspektivischen Charakter.<sup>13</sup>

Nun ist das logophorische *er* innerhalb einer indirekten Rede wie *er sei krank* zwar mit dem Reflektorpronomen verwandt, denn beide sind logophorisch, aber gleichzusetzen sind sie deshalb noch nicht. Während nämlich das *er* der indirekten Rede für den innenperspektivischen Teil einen öffentlich geäußerten originalen *ich* steht, steht das Reflektorpronomen für ein nicht öffentlich geäußertes, sondern lediglich gedachtes und damit rein innenperspektivisches *ich*. Unser *Was sollte er nur tun?* in (3) steht ja nicht für die geäußerte Frage, sondern für den Gedanken *Was soll ich nur*



ten?. Während der innenperspektivische Charakter des logophorischen *er* der indirekten Rede (und der seines Antezedens *sich*) noch durch den außenperspektivischen Charakter des dem öffentlich-deiktischen Teil des öffentlich geäußerten originalen *ich* entsprechenden *Klaus (hat gesagt)* überlagert wird, fehlt in der Erlebten Rede dieser Anteil, wodurch der innenperspektivische Anteil sein Eigenleben gewinnt. Das hat einerseits dazu geführt, daß die Erlebte Rede in der englisch- und französischsprachigen Terminologie als freie indirekte Rede interpretiert wird und führt andererseits z.B. Stanzel zu Recht dazu, vom innenperspektivischen Charakter der Erlebten Rede bzw. des Darstellens im Reflektormodus zu sprechen: Dieser innenperspektivische Charakter entsteht gerade dadurch, daß keine von außen benannte Person mehr da ist, zu der das Pronomen eine Identitätsrelation herstellen könnte.

Kommen wir zum Schluß! Schon das logophorische Pronomen der indirekten Rede ist kein Substituens in dem hier zugrundegelegten (Harwegschen) Sinne, in dem Substitutentia Substituenda vorangehender Sätze koreferent aufnehmen, denn sein Antezedens steht eben nicht in einem vorangehenden Satz. In dieser Hinsicht ähnelt das *er* in (10) dem *seiner* in (1): Dessen Antezedens *ein Roßhändler namens Michael Kohlhaas* steht ebenfalls nicht in einem vorangehenden, sondern im selben Satz, wodurch das *seiner* trotz aller drittpersonigen Pronominalität seinen Satz eben nicht zu einem Textfortsetzungssatz macht. Wenn nun aber – so könnte man argumentieren – bereits die logophorischen Pronomina der indirekten Rede, obwohl sie ein Antezedens haben, keine Textfortsetzungselemente sind, dann sind es die antezedenslosen logophorischen Pronomina der Erlebten Rede bzw. des Darstellens im Reflektormodus um so weniger. So fundamental mithin der Unterschied zwischen dem typischen Anfang einer auktorialen Erzählung und dem typischen Anfang einer personalen Erzählung zweifellos ist, so wenig ist es also gerechtfertigt, sich bei dem Aufweis dieses fundamentalen Unterschieds auf den angeblich eindeutig substitutionellen und das heißt ja: den eindeutig transphrastisch-substitutio-

nellen Charakter der Reflektor-Pronomina zu berufen. Wir haben indes am Beispiel von (9) gesehen, daß es letztlich nicht der transphrastisch substituierende Charakter der normalen Pronomina ist, was sie für uns charakterisiert. Entscheidend ist vielmehr ihr außenperspektivischer Charakter: Er liegt der transphrastisch-substitutionellen Funktion zugrunde. Der unterschiedliche Status der – zu Unrecht unter Rekurs auf die Reflektorpronomina als emisch eindeutige Textfortsetzungssätze interpretierten – Anfangssätze personaler Erzählungen und emisch tatsächlich eindeutigen Textfortsetzungssätzen wie (2) oder (6) ist bedingt durch die Innenperspektive des Reflektormodus und der Reflektorpronomina und die Außenperspektive des Erzählermodus und der Pronomina des Erzählers. Nur ein außenperspektivisches – und als solches z.B. durch den entsprechenden Eigennamen ersetzbares – Personalpronomen wie das *er* in (2) und (6) konstituiert Textfortsetzungssätze; ein innenperspektivisches Personalpronomen tut das nicht.

## Anmerkungen

1

Vgl. dazu F. K. Stanzel, „Die typischen Erzählsituationen im Roman. Dargestellt an ‘Tom Jones’, ‘Moby-Dick’, ‘The Ambassadors’, ‘Ulysses’ u.a.“, Wien, Stuttgart 1955, „Die typischen Formen des Romans“, Göttingen 1965 und „Theorie des Erzählens“, Göttingen 1979.

2 Vgl. W. Rasch, Das Problem des Anfangs erzählender Dichtung. Eine Beobachtung zur Form der Erzählung um 1900, in: Der.: „Zur deutschen Literatur der Jahrhundertwende. Gesammelte Aufsätze“. Stuttgart 1967, S. 49-57 (unser Zitat findet sich S. 52). In diesem Aufsatz, der auf einen 1957 gehaltenen Vortrag zurückgeht, kontrastiert Rasch die „klassische Art des erzählerischen Einsatzes“, „seine natürliche und in gewissem Maße zur Norm

gewordene Form“ (50), die er als „epischen Eingang“ (51) bezeichnet, mit jener Anfangsform, die er als „abrupten Einsatz“ (52) bezeichnet und die für ihn für den Erzählstil zwischen 1890 und 1914 „kennzeichnend ist“ (54). Auch für ihn ist der abrupte Eingang im wesentlichen durch die von uns in diesem Aufsatz diskutierten drittpersonigen Personalpronomina charakterisiert.

- <sup>3</sup> Vgl. dazu Stanzel 1979: Kap. 6.3.1. und R. Harweg, „Pronomina und Textkonstitution“, München 1968 (<sup>2</sup>1979).
- <sup>4</sup> Vgl. C. Hagège, *Les pronoms logophoriques*, in: „Bulletin de la société de linguistique de Paris“, 69/1, 1979, S. 287-310 und P. Canisius, *Logophorische Pronomina im Deutschen*, in: S. Beckmann & S. Frilling (Hg.), „Satz - Text - Diskurs. Akten des 27. Linguistischen Kolloquiums, Münster 1992“, Tübingen, S. 3-8 sowie die in Anm. 10 genannte Arbeit Manfred von Roncador, bes. Kap. 5.
- <sup>5</sup> Vgl. H. von Kleist, „Sämtliche Werke und Briefe“. München 1961, Bd. 2. Rasch (1967: 50) führt diesen Satz als Beispiel für den „epischen Eingang“ an.
- <sup>6</sup> Vgl. dazu R. Harweg, *Die textologische Rolle der Betonung*, in: W.-D. Stempel (Hg.): „Beiträge zur Textlinguistik“, München 1971, S. 123-159, insb. S. 132.
- <sup>7</sup> Vgl. dazu Stanzel 1979: 210f.. Beispiel (4) ist der Anfangssatz von J. Joyce, *A little cloud*, („Dubliners“, Harmondsworth 1974), Beispiel (5) der von K. Mansfield, *Mr and Mrs Dove*, („The Garden Party and Other Stories“, Harmondsworth 1976).
- <sup>8</sup> Vgl. zu diesem Problemkreis M. v. Roncador, „Zwischen direkter und indirekter Rede. Nichtwörtliche direkte Rede, erlebte Rede, logophorische Konstruktionen und Verwandtes“. Tübingen 1988, Kap. 4.
- <sup>9</sup> Daß eine solche Verwandtschaft besteht bzw. das Reflektorpronomen, wenn nicht für das Pronomen *ich*, so doch für ein Ich-Bewußtsein steht, ist wohl Gemeingut aller entsprechenden Theorien; vgl. dazu z.B. v. Roncador 1988: Kap. 4, insb. S. 239ff.

- <sup>10</sup> Vgl. K. Bühler, „Sprachtheorie. Die Darstellungsfunktion der Sprache“. Jena 1934, § 7.
- <sup>11</sup> Vgl. dazu die in Anm. 4 genannte Literatur. Zur Innenperspektive von - direkten - Reflexivpronomina vgl. William R. Cantrall, „Viewpoint, Reflexives and the Nature of Noun Phrases“. Paris, The Hague 1974.
- <sup>12</sup> Vgl. K. Bühler, „Sprachtheorie. Die Darstellungsfunktion der Sprache“. Jena 1934, § 7.
- <sup>13</sup> Vgl. dazu die Anm. 4 genannte Literatur. Zur Innenperspektive von - direkten - Reflexivpronomina vgl. William R. Cantrall, „Viewpoint, Reflexives and the Nature of Noun Phrases“. Paris, The Hague 1974.









745

250, —